

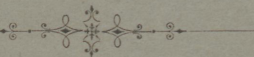
# Conflicte.

Roman

von

El. Schack von Agar.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1882.

# Konflikte.

Roman

von

El. Schack von Agar.

~~~~~  
Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1882.

## I.

„Ach, wie ist das Reisen so schön!“ rief Corinna entzückt, als sie die herrlichen Alpenpässe passirten und allmählig die blaue Fläche des Comersees, den Himmel widerspiegelnd, vor ihnen auftauchte.

Terrassenartig steigen die Ufer dieses lieblichen Sees in die Höhe, überdeckt mit Villen, Schlössern und Dörfern, dazwischen liegenden üppiggrünen Gärten und einzelnen dunkeln, hochaufragenden Cypressen-Gruppen — das Ganze ein anmuthiges, südlich-warmes Landschaftsbild, voll regen Treibens und Lebens, welches auf dem See und in den eleganten Hôtels die Fremden hervorrufen, in den Schlössern und Villen, die italienischen Nobili fortsetzen und das sich bis in die höchsten Spizen der kahlen Felsen, durch das hier

hausende und hauptsächlich überwinternde Briganten-Volk hinaufzieht.

Bellaggio am Comersee sollte Corinna und ihrer Familie zum Winteraufenthalte dienen. Das Hôtel Grande Bretagne stellte ihr im ersten Stock eine Reihe geschmackvoll decorirter Zimmer mit der Aussicht auf den See zur Verfügung und bald hatte sich die ganze Gesellschaft behaglich und wohnlich eingerichtet.

Dieses Hôtel mit seinen blumenund spiegelgeschmückten Treppenaufgängen und Vorsälen und mit seinen gemüthlichen und eleganten Salons, bietet freilich selbst einem anspruchsvollen Geschmacke, einen äußerst comfortablen Aufenthalt. Die sinnige Anordnung des Ganzen läßt auch nicht das Unbedeutendste, welches das Dasein verschönt und angenehm macht, außer Acht. Täglich schmücken die Tafel frische Riesen-Bouquets aus prachtbollen Rosen, blauen Hortensias und anderen unter heißerer Sonne in Ueppigkeit erwachsenen Blüten, und mächtige Aufsätze mit Orangen, viel farbigen Trauben und sonstigen verlockend ausgestellten Südfrüchten; und durch die nach

dem See zu geöffneten Fenster strömen milde, von Blütendüften geschwängerte Lüfte herein — somit selbst den materiellen Genuß mit einem ästhetischen vereinend, was auf Corinnas für alles Schöne außerordentlich empfänglichen Sinn eine bestrickende Wirkung ausübte.

Hier in dieser Umgebung ging ihr zum ersten Mal der ganze Zauber des Südens auf — sie glaubte sich in eine neue Welt versetzt! Wohin sie sah, in der ganzen Natur, welche in Deutschland sich bereits zum Winterschlaf vorbereitete, zeigte sich hier noch warm-pulsirendes Leben.

„Daß die Menschen im Süden,“ dachte sie, „unter dem Einfluß solcher Umgebung auch heißer fühlen, als wir Nordländer, ist mir jetzt erklärlich. Empfinde ich doch an mir selbst die Wirkung dieses südlichen Lebens; fühle ich mich doch selbst, als erwachte ich aus langem Erstarrungsschlaf; ist's mir doch, als hätte ein Sonnenstrahl mich wachgeküßt . . . Oh, Italien, du Land voll Licht und Sonnenschein, voll Blütenpracht, du Land voll Glück und Liebe! Italien, Italien, wärst du mein Vaterland!“

Die Tage flossen dahin voll sonntäglicher Stille und die Wochen verrannen voll sanften Friedens.

Da meldete ein Brief von Morton, mit dem Corinna stets in brieflichem Verkehr stand, sobald er Deutschland verließ, ihr ganz unerwartet seine baldige Ankunft, und schon nach wenig Tagen traf er selbst, von England kommend, in Bellaggio ein, wo er den ihm befreundeten Damen ein willkommener Besuch war.

Alle hatten den bescheidenen, feingebildeten Mann gern und Corinnas kleiner Kreis konnte durch diesen Zuwachs nur gewinnen. Fast wie zur Familie gehörig fühlte er sich — dem in England nur noch eine Stiefmutter lebte — und wurde auch er wieder von ihnen betrachtet.

Auf allen Ausflügen in die reizende Umgegend gab er den getreuen Begleiter und Cicerone ab, und an der Table d'hôte, wo man sich wieder zusammenfand, hatte er zufälliger Weise, oder vielleicht auch mit Absicht, seinen Platz an Biolets Seite gewählt.

Auch auf das umdüsterte Gemüth der jungen Wittve schien das milde Klima und das friedliche Le-

ben eine wunderbare Wirkung auszuüben. Die dunkeln Schatten, die so lange ihr junges Haupt umhüllt, wurden lichter und lichter; frische Jugendkraft zog auf's Neue in ihr Herz und der Schmerz, von dem sie geglaubt, daß er nimmer wieder von ihr weichen würde, fänstigte sich mit jedem Tage mehr; ja, es glitt auch schon hin und wieder ein schelmisches Lächeln, an ihre sorglose Mädchenzeit erinnernd, über ihre bisher so blassen, leidensvollen Züge.

Für Morton besaß Violets sanftes Wesen eine ganz besondere Anziehungskraft. Stets hatte er ihr etwas Specielles zu sagen, sie auf etwas Besonderes aufmerksam zu machen und ihr etwas Neues zu erzählen und mitzutheilen. Er schien es fast als seine Aufgabe zu betrachten, sie zu erheitern und zu zerstreuen.

Auch ihr wurde Edgar mit seiner stets gleichmäßigen Freundlichkeit bald ein lieber Gesellschafter. Ein Gefühl der Ruhe und des Friedens kam in seiner Nähe über sie, wie sie es bisher nie gekannt — auch nicht ihrem verstorbenen Gatten gegenüber. Da war es ein stetes Sorgen und Zagen gewesen: ob sie ihm

genügte und ob nicht irgend Etwas seine Unzufriedenheit hervorrufe — hier fühlte sie sehr bald, daß sie sich keinen Zwang anzuthun brauche und man sie doch gern hatte, so wie sie war und sich eben zeigte, und das gab ihr Ruhe und Sicherheit und that ihrem doppelt wunden Herzen unendlich wohl.

Corinna gewahrte mit stiller Theilnahme, wohl noch früher als die beiden Betheiligten, die tiefe Befriedigung, welche diese ihr so lieben Freunde im gegenseitigen Umgange fanden, und dachte neidlos: „So gibt es solches Glück doch noch in dieser Welt und mußt Du selbst auch darauf verzichten, so wird Dir durch Andere wenigstens der Trost: daß die ‚blaue Blume‘ auf Erden nicht gänzlich ausgestorben ist.“ —

\* \* \*

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu; vergoldend fielen die letzten gluthrothen Strahlen durch die hohen Fenster des Hôtels Grande Bretagne und spielten mit feurigem Scheidegruße auf dem Teppiche des Conversations-Salons, in welchem Corinna einsam und träumend am Flügel saß.

Jetzt glitten ihre zarten Hände über die Tasten und sie erklangen unter dieser Berührung bald leise wie Geisterhauch, bald mächtig aufflammend wie die beseelte Leidenschaft, und deutlich und klar ertönte in genialer Um- und Neugestaltung die einfache und doch ergreifende Melodie des thüringischen Volksliedes: „Ach, wie ist's möglich denn,“ durch den stillen Raum.

Corinnas Spiel war kein blendendes, die größten Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindendes Auf- und Niederrafen auf den Tasten, kein Haschen nach Effecten — es war ein einfaches, seelenvolles Spiel, wie eben nur wenig Menschen die Musik auffassen und wiedergeben. Sie verstand, welche Gedanken und Gefühle den Componisten bei Erschaffung seines Werkes bewegt, und gab das, durch die Gefühle ihrer eigenen Seele gewissermaßen destillirt, in ihrer schwungvollen Weise wieder. Wer diesen weichen und zugleich leidenschaftlichen Klängen lauschte und sie in ihrer ganzen Tiefe verstand, der fühlte sich mächtig von ihrem Zauber ergriffen.

Bei den ersten Tönen, die den Raum durchzitterten, hatte ein junger Mann von distinguirtem, ansprechendem Aeußern das Gemach betreten; dann jedoch, um nicht zu stören, in einem Fauteuil in der Nähe der Thüre Platz genommen. Doch schon nach wenigen Augenblicken entsank das mitgebrachte Buch seinen Händen; athemlos lauschte er jenen berückenden Klängen, und sich noch einmal lebhaft nach der Spielenden am Piano umschauend, fragte er sich seltsam bewegt: „Wer spielt wohl mein kleines Lieblingslied so innig, so herzergreifend?“

Vorsichtig stand er auf und näherte sich um einige Schritte; dann blieb er wieder stehen, fürchtend, die Dame möchte ihr schönes Spiel unterbrechen, wenn sie die Gegenwart eines Fremden gewahre. Er lehnte an den Kaminrand, dessen Feuerstelle jetzt Blumen ausfüllten, und schaute unverwandt zu der Spielenden hinüber. Mit ahnungsvollem Beben seines Herzens verfolgte er einen jeden der von ihr angeschlagenen Accorde, welche einen Wiederhall in seinem Innern weckten.

Wie ein leiser Seufzer, wie ein sturmverwehtes Blatt, das flüsternd zur Erde niedersinkt, war endlich der letzte Ton verhallt. Er starrte erwartungsvoll zu ihr hin . . . jetzt mußte sie sich umwenden und ihm zu . . . Doch nein, sie regte sich nicht!

Noch ganz in Gedanken verloren, still und unbeweglich saß sie da, als vernähme sie gerade in diesem Augenblicke wieder ein wunderbares, einst in weiter Ferne erschautes, und ach, nur zu schnell entschwindenes Zaubermärchen . . . Endlich kam Leben in die träumerische, in sich versunkene Gestalt; sie preßte die Hand auf's Herz und blickte sich wie suchend, fragend und doch wie unbewußt ihrer Umgebung, im lautlos stillen Gemache um . . .

„So ist sie's doch, die ich herbeigesehnt mit jeder Faser meines Herzens, und die wiederzufinden ich nimmer hoffen durfte! Sie, nach der wachend und träumend meine Seele verlangte, und die aufzusuchen ich doch nicht wagte!“ jubelte es in Egon von Werdenbergs stürmisch bewegtem Innern.

„Er ist's . . .“ zitterte es leis in Corinnas Herzen,

und dann war's ihr, als müßte sie die Augen schließen und nichts mehr denken . . .

Unfähig, seine freudige Erregung zu beherrschen, näherte Egon sich ihr jetzt hastig. „Gnädigste Frau, sind Sie's denn wirklich, oder ist's nur ein Gebilde meiner Phantasie? . . . Ach, nur ein Wort, damit ich sehe, daß Sie ein lebend' Wesen!“

Corinna sah zu ihm auf. Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen, doch sprechen konnte sie nicht.

Er fürchtete, sie erkenne ihn nicht und halte seine Anrede für die Zudringlichkeit eines Fremden; er trat einen Schritt zurück, zwang seine Stimme zur Ruhe und sagte im Tone tiefster Niedergeschlagenheit: „Vergebung, wenn ich Sie erschreckt, gnädigste Frau, ich hoffte, Sie hätten mich vielleicht nicht ganz vergessen . . . so flüchtig unsere Begegnung in Wiesbaden leider auch war . . . damals, als ich das Glück hatte, Sie zum ersten Mal zu sehen.“

Wie eindringlich, wie modulationsfähig, jeder Stimmung nachgebend klang diese Stimme, und wie

bittend, wie tief schauten seine dunkeln Augen sie jetzt wieder an.

Sie wollte etwas entgegnen, doch die Worte fehlten ihr. Ueberraschung und eine ihr selbst unverständliche Verwirrung hielten ihre Lippen wie mit Zauberbann geschlossen. Es breitete sich fast wie ein Schleier über sie . . . Wie von plötzlicher Erschöpfung übermannt, glitt sie in einen Fauteuil und reichte ihm nur stumm die Hand zum Willkommen.

Er hatte sie jetzt auch ohne Worte verstanden — besser vielleicht als sie sich selbst. Er fühlte, daß er nicht vergessen war . . . Mit namenlosem Jubel im Herzen ergriff er ihre kleine kalte Rechte und drückte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Sie erschauerte — das Blut drängte plötzlich in Ueberfülle zum Herzen . . . Endlich schlug sie die oft bewunderten, in diesem Augenblick von ganz wunderbar feilischer Schönheit strahlenden Augen zu ihm auf und wieder begegnete sie jenem unvergeßlich tiefen Blicke, der ihre Seele schon einmal wie ein zündender Funke berührt . . . Doch als sie jetzt, fast erschreckt, die

dunkeln Wimper davor senkte, wandte er sich halb betrübt, halb resignirt fort, rollte auf ihre stumme Aufforderung, mit weltmännischer Gewandtheit, einen Stuhl herbei und ließ sich ihr gegenüber nieder.

„Wie schwer wurde es mir damals,“ hob er in mühsam beherrschtem Tone an, „Wiesbaden verlassen zu müssen, ohne mir auch nur eine Nachfrage nach Ihrem Befinden erlauben zu dürfen —“

„Und was veranlaßte Ihre beschleunigte Abreise?“  
fiel Corinna leise ein.

„Die plötzliche Erkrankung meines guten Onkels, den ich wie einen Vater liebe und der mich damals eiligst zu sich berief.“

Sie forschte mit freundlicher Theilnahme nach des alten Herrn jezigem Ergehen und den Einzelheiten seines Leidens, und Egon erzählte ihr nicht nur davon, sondern auch mit der ihm eigenen ungekünstelten Frische von seiner Heimath, von seinen Jugendjahren und seinem sonstigen Leben.

Seine im Gespräch ganz ohne Prätension geäußerten Grundsätze verriethen ihr eine edle, feste Männlichkeit;

in seinem Empfinden gegen seine Mitmenschen und gegen seinen Pflegevater sprach sich ein liebevolles, warmfühlendes Herz aus und in seinem ganzen Wesen lag etwas Mildeß, Zartes, gepaart mit starker Willenskraft.

Corinna hörte ihm zu, immer stummer und stiller; ihr wurde so eigen zu Muth wie nie zuvor — so still und friedlich; sie hätte am liebsten die Augen geschlossen und nichts mehr gesagt. Sie überhörte mitunter, vor Ueberfülle ihrer eigenen Gedanken, ein Wort, das er sprach, und fragte sich nur immer auf's Neue: Ist meine Theorie von einem ‚vergangenen Leben‘ doch kein leerer Wahn? und bin ich auch ihm schon einmal begegnet . . . und wie? . . . und wo? . . .

Auch er schwieg mitunter lange und schaute sie seltsam träumerisch an, und verlor über ihrem Anblick den Faden des Gesprächs. Dann raffte sie sich zu einer Bemerkung oder Frage auf.

„Gedenken Sie jezt längere Zeit hier zu bleiben?“ unterbrach Corinna eben wieder eine derartige etwas lange, stumme Pause.

„Den ganzen Winter! . . . Die Aerzte riethen meinem Onkel, der sich nach jenem Sturze mit dem Pferde gar nicht recht erholen konnte, der nordischen Kälte aus dem Wege zu gehen . . . und so sind wir denn seit gestern hier —“

„Wie sonderbar, daß auch Sie gerade Bellaggio zum Winteraufenthalt erwählten —“

„Sonderbar? Gnädigste Frau, das ist Schicksalsfü-  
gung . . . ‚es hat so sollen sein‘.“

Corinna erhob sich; sie fand es an der Zeit, für jetzt dem Gespräche ein Ende zu machen. „Ich freue mich auf die Bekanntschaft Ihres Herrn Onkels,“ sagte sie verbindlich, nun wieder ganz die formengewandte Welt-dame; „doch für jetzt Adieu . . . ich muß nach meinem Söhnchen sehen, — das liebe Kind wird seine Mama gewiß schon vermißt haben.“

Sie neigte leicht das Haupt zum Gruß; eine tiefe Verbeugung von ihm erwiderte denselben, dann hatte die Thür sich hinter ihr geschlossen und Egon war allein.

Er schlug die Hände vor's Gesicht und sank in einen Fauteuil; doch bald sprang er hastig wieder auf und schritt

in heftiger Bewegung im Zimmer auf und nieder. Der Raum wurde ihm zu enge . . . er stürmte in's Freie hinaus und irrte stundenlang durch die Parks und die Umgegend. Endlich kehrte er zum Hotel zurück, durchwanderte nach Corinna suchend die verschiedenen Gesellschaftsräume, und als er sie nirgends fand, eilte er abermals fort, setzte sich in einen der vor dem Hotel schaukelnden Rachen und fuhr auf den See hinaus. Es wurde inzwischen Nacht und als er endlich, zum zweiten Male heimkehrend, zur mond-erhellten Fassade des Hauses emporschaute, da erblickte er eine weiße Gestalt, welche sich deutlich vom dunkeln Fenster-rahmen und dem lichtlosen Raume hinter ihr abhob und die einen Moment sehnsuchtsvoll die Arme ausbreitete, um die Hände dann still wie im Gebet zu falten.

Alle Leidenschaft erlosch vor diesem Anblicke — so rein, so fromm; nichts als anbetende Liebe blieb in dem Herzen des Mannes zurück, der sich an dieses schöne Weib gefesselt fühlte für alle kommenden Zeiten.

II.

Tage und Wochen voll unnennbaren Glücks für Beide folgten diesem Wiedersehen.

Egons Onkel, ein rüstiger Sechziger und höchst liebenswürdiger, geistreicher Mann, begegnete Corinna mit eben solch ausgezeichnete Zuborkommenheit, wie sein Nefte, und auch sie lernte den stets freundlichen alten Herrn in kürzester Zeit achten und schätzen und fühlte sich mit fast kindlicher Zutraulichkeit zu ihm hingezogen.

Beide Familien bildeten nach kurzer Bekanntschaft bald nur noch eine, und Egon und Morton befreundeten sich täglich mehr mit einander. Alle Ausflüge, alle Spaziergänge wurden gemeinsam unternommen und im Garten und im Salon fand sich die ganze Gesellschaft stets wieder in schöner Gemeinsamkeit zusammen.

Corinna war's, als lebe sie plötzlich in einer andern Welt, als führe sie hier nur ein Traumleben. Der quälenden Gegenwart ihres launenhaften, oft unfreundlichen Gemahls war sie enthoben und ihre jetzige Gesellschaft verwöhnte sie in jeder nur denkbaren, ihrem liebebedürftigen Gemüth unendlich wohlthuernden Weise.

Im Schatten blühender Büsche, umfächelt von den Wohlgerüchen einer südlichen Vegetation, wurden im Kreise dieser hochgebildeten, geistig begabten Menschen die höchsten und bedeutendsten Interessen der Menschheit erörtert. Corinna fühlte sich hier so ganz in ihrem Elemente und empfand das Glück, welches ihr in dieser friedlichen Ruhe und zugleich geistigen Anregung wurde, doppelt tief, da sie sich ein solches Dasein stets gewünscht und es bisher nie gefunden.

Gedanken entzündete sich an Gedanken und man verurtheilte keinen aus Mangel an Verständniß, und nahm Corinnas Seele einmal einen zu hohen Flug und sie entwickelte für das reelle Leben vielleicht zu ideale Anschauungen, so war sie sicher, daß einer ihrer Zuhörer ihr auch darin folgen, auch darin mit ihr

fühlen konnte — Einer, der dieses Streben nach allem Edlen und Großen mit ihr theilte und dem sie sich durch solche Gemeinschaft näher fühlte, als all den Uebrigen.

Es war ein unsichtbares aber unzerreißbares Band, das sich im Laufe der nächsten Wochen um Beide schlang; ein Wort, ein Blick genügte, um einander zu verstehen.

Corinna wandelte einher, wie dieser Welt entrückt! Wohin sie blickte, schaute sein Bild sie an: im Vogelgezwitscher, in den niederfallenden Regentropfen glaubte sie seinen Namen zu hören; aus den Blumen, welche er ihr auf allen Wegen pflückte und die sie sich in's Haar und an die Brust steckte, athmete sie den süßen, berauscheden Märchenduft, mit dem seine Liebe sie überall zu umgeben schien, täglich tiefer und tiefer ein . . . Sie dachte nicht, was werden sollte, wenn sie wieder von einander gehen mußten; sie hatte keinen Begriff mehr dafür, wie sie noch leben könne, ohne seine Stimme zu hören, ohne seinen Worten zu lauschen, ohne in seinen Blicken zu lesen, was in seinem Herzen vorging . . . Sie fragte nicht nach der Zukunft

— sie fühlte nur, daß sie glücklich war und daß in seiner Gegenwart die ganze übrige Welt für sie versank. —

Berausgender Blüthenduft entstieg den Zaubergärten der Villa Julia; hohe Oleander-Pyramiden, überdeckt mit rosa Blumen, ragten bis zur zweiten Etage des Schlosses auf; Myrten und Rhododendrumgebüsch und Cameliensäume — wenn um diese Jahreszeit auch ohne Blüthen — standen in Fülle umher; der Garten fiel in Terrassen nach dem See zu ab; Cypressengebüsch umfaßte den Rand derselben ein und Heckenrosen in allen möglichen Farben und Schattirungen schlängelten sich wie spielend und tändelnd darüber hin. Der klare Spiegel des Sees wetteiferte in seiner tiefblauen Färbung mit dem sich darüber wölbenden Himmelsgewölbe, und an dem jenseitigen Ufer stiegen Städte und Villen in malerischer Gruppierung an den grünen Bergen auf, zogen sich weiter und immer weiter dahin und verloren sich allmählig in klarer, bläulicher Ferne.

Auf einer dieser Terrassen am Ufer des Sees standen Egon und Corinna, welche das schöne Wetter

heute in Gesellschaft ihrer Angehörigen nach der Villa Julia gelockt.

Corinna sah in dem veilchenfarbenen, reich mit schwarzem Sammet verzierten Kleide schöner aus als je zuvor — so wollte es wenigstens Egon, der keinen Blick von ihr verwenden vermochte, bedünken.

Das anmuthige Landschaftsbild bewundernd, welches sich von hier aus ihren Blicken bot, waren Beide stehen geblieben und hatten sich, in ihr Gespräch vertieft, von der übrigen Gesellschaft ganz zufällig getrennt.

Die Stille, der Frieden, welche sie im Angesicht des jenseitigen Uferlebens umgaben, die milden Lüfte, die sie umfächelten, der süße Blüthenduft, die Traulichkeit des Orts und vor Allem das beseeligende Alleinsein mit dem geliebten Weibe, ließen Egon plötzlich den Zusammenhang in seiner Rede verlieren; er sprach und sprach und wußte selbst nicht mehr was . . . er sah nur sie! . . . Und sie — sie hörte das Beben der ihr so vertraut klingenden, sonst so männlich festen Stimme und wußte, daß dieses Beben ihr galt, und mädchenhafte Verwirrung ergriff sie.

Hingerissen von ihrer liebreizenden Erscheinung, die jetzt mit gesenkten Augen vor ihm stand, flüsterte er, unfähig ihr bisheriges Gespräch fortzusetzen: „Corinna... wenn Sie selbst nur wüßten, wie schön Sie sind — und nicht nur körperlich, sondern auch geistig, seelisch...“

Sie sah nicht auf; sie fürchtete, jede Bewegung müsse die seelige Unruhe ihres Herzens verrathen.

Da trat er dicht an sie heran, ergriff ihre Hand und fragte sanft vorwurfsvoll: „Du scheues Reh, willst Du mir nicht einmal mehr einen Blick in Deine Zauberaugen gönnen?“

Jetzt sah sie zu ihm auf und schaute ihn an voll Schmerz und Glück und unergründlicher Tiefe, voll bangen Zagens und doch auch wieder voll endlosen Vertrauens, daß er nichts mehr fühlte, als ihre entzückende Nähe, nichts mehr dachte, als daß er bei ihr... Leise schlang er den Arm um sie und zog sie näher an sich, indem er weich und eindringlich zu ihr sagte: „Corinna, mache Dich von allem Andern frei!... Ich weiß, wie elend Du Dich unter jenen Verhältnissen, in denen Du lebst, fühlen mußt — ich spräche sonst

nicht so zu Dir! . . . Laß Dein bisheriges unglückliches Leben in das Reich der Vergessenheit versinken — und werde mein Weib! . . . und was in eines Menschen Kraft liegt, soll geschehen, Dich glücklich zu machen.“

Sie erschauerte, doch regte sich nicht; ihr war's, als müsse sie in seinen Armen vergehen.

„Wie habe ich Dich geliebt,“ fuhr er leise und innig fort, „vom ersten Momente an, als ich Dich sah; und jetzt ist durch Trennung, Wiedersehen und eingehenderes Kennenlernen Deines holden Wesens und Deines edlen, großen Charakters diese Liebe für Dich zum mächtigsten, unbezwinglichsten Gefühl herangewachsen . . . Corinna, ich liebe Dich, wie Dich nie ein Mann geliebt, noch je einer wieder lieben wird!“

Sie lauschte in süßester Verwirrung seinen Worten und verharrte schweigend, als fürchte sie bei dem ersten Wort, das sie ausspreche, aus dem wonnevollsten Traume ihres Lebens erwachen zu müssen; doch ein Bittern flog über sie hin.

Er fühlte sie schwanken, schlang den Arm fester um sie und geleitete sie sorgsam zu einer in der Nähe

stehenden Bank. Corinna lehnte ihr Haupt halb bewußtlos an den Stamm eines dicht dahinter stehenden Baumes, der seine Zweige schützend über das liebende Paar breitete, und schloß im Uebermaß der sie bewältigenden Gefühle die Augen.

Besorgt schaute er sie an. Sie verharrte mit geschlossenen Lidern. Er sank vor ihr auf die Kniee und flüsterte in jenen sinnbethörenden Tönen, wie sie nur die höchste Liebe und die zärtlichste Sorge um die Geliebte hervorruft: „Habe ich Dich erschreckt, Du Theure . . . Corinna, spricht denn keine Stimme in Deinem Herzen für mich? . . . Sieh, zu Deinen Füßen will ich liegen, bis Du mich erhörst, bis Du mir sagst, daß Du mir nicht zürnst!“

Setzt suchte sie seine Hand und verschlang ihre beiden darüber. Was ihr Mund sich ihm zu gestehen scheute, das las er in ihrem Wesen. Beseeligt sprang er auf und setzte sich neben sie.

„Corinna, was kann ich hoffen?“ flüsterte er dicht an ihrem Ohr, daß sein heißer Athem ihre kalte Wange streifte. „Liebst Du mich genug, um den Kampf mit

der Welt um meinetwillen auf Dich zu nehmen?“ Ein banger Seufzer hob ihre Brust. „Sprich, Corinna,“ flehte er, „mein Leben, mein ganzes zukünftiges Dasein hängt von Deinem Urtheilspruche ab.“

Wie todesmüde lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter und hielt seine Rechte fest mit ihren beiden Händen umfaßt, als gewähre ihr das Trost und Halt, und leise, wie ein Hauch, daß er sich vorbeugte, um keinen Laut zu verlieren, tönte es bebend von ihren Lippen: „Egon . . . ich liebe Dich, wie Du mich . . .“

Er bedeckte ihre Hände mit heißen Küssen; doch als seine Lippen ihren Mund suchten, da entzog sie sich ihm und sagte, sich aufrichtend und zögernd, als fürchte sie, dem geliebten Manne wehe zu thun: „Dennoch kann ich Dein Weib nicht werden . . . Egon!“ und als sie sein Erbleichen sah, fügte sie in beschwichtigendem Tone hinzu: „wenigstens jetzt nicht . . . was die Zukunft vielleicht in ihrem Schooße birgt — vermag ich jetzt noch nicht zu entscheiden.“

„So fürchtest Du die Welt und ihr Urtheil?“ fragte er ungewiß.

„Oh nein, was ist mir die Welt!“ entgegnete Corinna, jetzt stolz ihr Haupt erhebend, „diese Menschen, die aus Gedankenlosigkeit, Böswilligkeit oder Pharisäer-Hochmuth stets ihr Zünglein rühren, wenn's den guten Ruf und die Ehre eines Mitmenschen zu zersetzen gilt; diese Menschen, die den lieben Nächsten um jeden Preis zu sich in den Staub zu ziehen trachten, weil es sie genirt, wenn ein Anderer höher und größer denkt als sie! . . . Das falsche, lieblose, kurz-sichtige Urtheil der Menge würde ich verachten, wenn ich mir dafür die Ruhe und das Glück meines Herzens erkaufen könnte. — Doch die Rücksicht auf mein Kind und meine Mutter haben mich bisher von solchem Schritte zurückgehalten, so ‚unerträglich‘ auch das Leben unter den bestehenden Verhältnissen mich schon oftmals dünkte.“

„Deine Mutter wollte ich ehren wie meine eigene, leider früh verstorbene; Deinem Kinde wollte ich Vater sein in Lieb' und Treue, als wär's mein eigenes.“

„Du guter Mensch!“ entgegnete Corinna innig. „Ich weiß, Du bist der Inbegriff alles Edlen, Höhen!

Dennoch darf ich Dein nicht sein —“ und sie preßte in verzehrendem Schmerze die Hände in einander. Egon nahm sie sanft zwischen seine und strich mit leiser milder Hand wie beschwichtigend über ihr dunkles Haar. „Denn ihm,“ flüsterte sie mit ersterbender Stimme, „vor dessen Annäherung mir graut, bin ich's ihm nicht auch schuldig, an seiner Seite auszuharren? . . . ‚Die Ehe ist ja heilig‘ — wie uns gelehrt wird . . . eine Heiligkeit zwar, von der ich in ‚dieser‘ Ehe nichts gefunden!“ setzte sie voll unaussprechlicher Bitterkeit hinzu und fuhr dann nach kurzer Pause in ruhigerem Tone, doch fest und entschieden fort: „Heilig wird solche Verbindung doch nicht ‚bloß‘ durch des Priesters Wort, welches ihr nur die kirchliche Weihe gibt, wie der darüber gesprochene Segen Gottes die göttliche — heilig wird solcher Bund doch erst ganz und wahrhaft durch die Liebe, und wo diese fehlt, da fehlt auch die Heiligkeit der Ehe.“

„Gewiß, Du Theure, ich denke wie Du. Solch ein Zusammenleben ‚muß‘ auf einer innerlich tief moralischen Grundlage beruhen. Die Ehe ist heilig“

ja, aber nur durch die Heiligkeit des Princips, auf das sie gegründet ist: durch die Liebe! . . . Unheilig wird sie, wenn frivole Motive solchen Bund stiften; unheilig wird sie, wenn die Gatten nichts von Liebe und Achtung für einander wissen — und entbehrt dann, trotz allen Priesterpruchs, der innersten, eigentlichen Berechtigung und Heiligkeit.“

Sie schaute ihn leuchtenden Auges an. „Ich wußte, Du denkst wie ich,“ sprach sie dann weich, „und Du hast recht! . . . Und ich gehe in meinem rein menschlich-sittlichen Gefühle noch weiter, so unverständlich ich darin auch Manchem erscheinen mag, ich sage: ‚Jede Ehe, der die Liebe fehlt, ist unmoralisch!‘ Jedes derartige Zusammenleben hat für das zarte, in ihrem heiligsten Empfinden berührte Weib, ohne das ausgleichende Element der Liebe, etwas so Entwürdigendes, Empörendes, daß sie unter dem Widerstreit ihrer Gefühle allmählig zu Grunde gehen muß!“ Sie schwieg sichtlich erschöpft.

„Und dennoch willst Du ausharren — Corinna! Willst mich elend machen und selbst weiter dulden?“ fragte Egon traurig.

„Ich glaube, daß ich's muß . . . Geliebter!“ Es war zum ersten Male, daß sie ihn so nannte und ein süßes Erbeben flog über sie hin. „Ist's meine Ehe auch nicht — die übernommene Pflicht ist mir heilig. Nicht nach Belieben können wir solch ernstern Bund wieder lösen — nicht nur um des Wohlgefallens willen an einem Andern, nicht nur aus Liebe zu einem bessern Menschen! So lange nicht ein Außerstes geschieht, was uns und unserer Menschentwürde ferneres Aussharren zur Unmöglichkeit macht, dürfen wir solche Fessel nicht sprengen . . .“

„Du hast gewiß schon oft die Lösung dieser, Dir bei Deinem Denken und Fühlen unerträglichen Bande herbeigesehnt, und jetzt, wo Du vor der Alternative stehst — da zagst Du vor dem entscheidenden Schritte,“ sagte er trübe.

„Es bedarf vielleicht, selbst bei dem freiesten Denken, der Zeit, um uns in Wirklichkeit so frei zu machen, wie wir's zuerst meist nur in unseren Ideen sind. Das Zerreißen solchen Bundes fällt doppelt schwer, wo auf beiden Seiten nicht der gleiche Wunsch dar=

nach vorhanden, und geschieht das Festhalten daran auch nur aus niedern egoistischen Gründen. — Wie leicht wird solche Verbindung geschlossen und wie häufig verwünschen beide Theile hinterher ihre Thorheit, und wie schwer ist's, solchen Bund wieder zu lösen . . . Mir ist's immer, als müßte ich jedes junge Mädchen beschwören, sich nicht auf ewig zu binden, wenn sie nicht den Charakter und die Gesinnung des Mannes, dem sie sich zu eigen gibt, genau geprüft . . . Und nun gar dieses, durch die täglich größer werdende Frivolität hervorgerufene Zusammenschachern zweier Seelen, die sich nie mit einander verstehen können und die nur Sucht nach Wohlleben und Luxus zusammen bringt — mir scheint es ein ebenso entwürdigender Handel zu sein, wie jener mit dem schwarzen Fleisch an Afrikas Küste! . . . Ich weiß, es finden manche meine Auffassung zu tragisch — dessen ungeachtet bleibt sie doch eine unumstößliche, wenn auch unverhüllt ausgesprochene Wahrheit. Wer mich nicht versteht, traf's entweder glücklicher in seinem Leben oder war von der Natur weniger zart organisirt, mehr materiell — weniger

feelisch angelegt. Verdienst, auf welches solche Leute stolz zu sein brauchen, ist's darum noch lange nicht! Sie waren weder klüger, noch sind sie besser — sondern nur glücklicher!“

„Meine arme, geliebte Corinna! Du Weib, so stolz, so groß, daß es mich nicht Wunder nimmt, wenn Dich nicht Alle verstehen,“ sprach Egon begeistert und wärmte ihre kalte Hand, die wie ein verschüchtertes Vögelchen in seiner lag, an seinen heißen Lippen.

Sie schaute ihn liebevoll an und fuhr dann in mühsam beherrschtem Tone fort: „Ich habe viel über derartige Verbindungen nachgedacht, habe geprüft und beobachtet und gefunden, daß bei solchem Zueinanderstehen die Verschiedenheit der Jahre, die äußere Gestalt, überhaupt alles Außere — so lange es sich nicht in Abnormitäten verliert — nebensächlich ist und niemals Hauptbedingniß zu irgend welchem Glücke sein kann. Bei so naher steter Gemeinschaft tritt alles Außere in den Hintergrund. Doch die Ideen und Liebhabereien, die Auffassung des ganzen Lebens, die Anschauung des ganzen Weltgetriebes müssen zu einander passen, soll

es eine gute Ehe geben und ein solches Zusammenleben mit der Zeit nicht zur gegenseitigen Qual gereichen.“

„Und mit dieser Qual im Herzen, die Du so klar erkennst, so tief empfindest, wie wenig Frauen, soll ich Dich wieder von mir lassen . . . hin zu ihm . . . Corinna — ich ertrag' es nicht!“ rief Egon mit ausbrechender Hefigkeit. „Ich kann, ich darf, ich will Dich nicht aufgeben!“ . . .

Stimmen wurden hörbar. Violets helles Kleid schimmerte durch das schützende Laubwerk.

„Ich möchte den Anderen jetzt nicht begegnen . . . ich könnte jetzt Niemand sehen,“ flüsterte sie erregt und blickte schüchtern bittend, wie um Schutz flehend, zu ihm auf.

„Ich gehe, Geliebte, sie aufzuhalten,“ entgegnete er in bestimmtem, beruhigendem Tone, „denke Du nur mein und meiner Bitte . . . nichts soll Dich stören!“ und ihre Hand noch einmal stürmisch an seine Lippen drückend, rief er leise und zuversichtlich: „Und diese Hand soll dennoch mein werden!“ —

Als Corinna nach einiger Zeit zur Gesellschaft zurückkehrte, traf sie ein prüfender Blick des alten Herrn von Werdenberg. Ihm war des Neffen eigenthümliche und nicht ganz zu beherrschende Stimmung, ihr längeres Fernbleiben und jetzt das intensivere Leuchten ihrer Augen, trotz der Blässe ihrer Wangen, nicht entgangen. Ihm waren auch manche frühere Anzeichen eines tiefen, wenn auch bisher unausgesprochenen Gefühls zwischen Beiden nicht verborgen geblieben, und das begann ihm Sorge zu machen.

In ernster Stimmung kehrte die Gesellschaft heim. Drohende Wolken zogen am Horizonte der Liebenden auf; sie bemerkten nur heute noch nichts davon! Waren sie doch Beide so vollständig von ihren eigenen, theils beseligenden, theils quälenden Gedanken in Anspruch genommen, daß sie die Außenwelt nur undeutlich wahrnahmen. —

Zu Hause angelangt, eilte Corinna zu ihrem Kinde.

Es war inzwischen spät geworden. In den südlichen Ländern bricht die Dämmerung schnell herein. Die Lampe brannte bereits im Zimmer des Kleinen,

der friedlich schlummernd in seinem Bette lag. Die Bonne war hinaus gegangen und das Kind ganz allein, als Corinna bei ihm eintrat.

Lange stand sie über ihren Liebling gebeugt und betrachtete mit innigem Blicke sein kleines, rührendzartes Gesichtchen. Langsam sank sie auf ihre Kniee und betete: „Vater, gib mir Kraft, den Schwur, den ich einst als unwissend' Kind gethan, zu halten“ — ich kann an die Gültigkeit solchen Schwurs nicht glauben!“ schrie's in ihrem Herzen dazwischen. „Herr“, betete sie dann wieder, „laß mir wenigstens diesen kleinen Engel, um dessentwillen zumeist ich auszuharren entschlossen bin — reiße ihn nicht von meinem Herzen! Einen Trost, diesen einen nur — lasse ihn mir! . . . Erlöbte mein Herz, daß es keine Liebe außer zu diesem Kinde fühle . . . Nein, nein, hilf mir nur, daß ich die Qual, die mich jetzt zerreißt, ertragen lerne . . . Zeige mir den rechten Weg . . . bewahre mich vor Schuld . . . und erbarme Dich mein!“ —

---

### III.

Es war bereits zwölf vorbei, als der kleine befreundete Kreis sich am nächsten Tage zum zweiten Frühstück zusammensand und ein Jeder, nach gewohnter Weise, seinen Platz in der Tafelrunde einnahm.

Frau von Scheller präsidirte wie immer. Links von ihr saß der alte Herr von Werdenberg, Violet und Morton; rechts Corinna, Edy und dann sonst Egon. Heute war sein Platz noch unbesezt.

Corinna hatte ihn seit gestern nicht wieder gesehen; seit dem inhaltsreichen Gespräche im Garten der Villa Julia war ihr kein Lebenszeichen von ihm geworden. Jetzt blickte sie mehre Male unruhig zur Thür; doch so oft sich diese auch öffnete — der Ersehnte kam noch immer nicht! Und sie wollte ja nichts, als ihn sehen!

Endlich wurde auch der alte Herr von Werdenberg

ungeduldig. „Wo Egon nur stecken geblieben sein mag?“ äußerte er gegen Frau von Scheller. „Er beabsichtigte heute Morgen, wieder einmal in die Felsen hinaufzusteigen, wie er das sonst auf seinen Reisen, wo die höchsten Aussichtspunkte ihm stets die liebsten waren, zu thun gewohnt ist.“

„Er wollte bis Mittag bestimmt zurück sein,“ bemerkte Morton.

„So hat er wahrscheinlich seinen Entschluß geändert und läßt sich in irgend einer abgelegenen Gebirgshütte trocken Brod nebst Käse und einem Glase Landwein, nach der ermüdenden Steigerei, um so besser schmecken — mein Egon ist in solchem Falle nicht eben anspruchsvoll.“

„Es könnte Ihrem Neffen aber doch auch leicht ein Unfall begegnet sein; so allein in den unwirthlichen Bergen, in denen es, des dort wohnenden oder umherziehenden Briganten = Volks wegen, gerade nicht allzu sicher sein soll,“ meinte Frau von Scheller ängstlich.

Corinnas Wangen färbten sich tiefroth; ihr Herz

bangte längst um ihn und die Mutter sprach nur aus, was sie selbst nicht zu sagen wagte.

Der alte Herr von Werdenberg entgegnete jedoch sorglos: „Seine Uhr und sein Geld ließ er bis auf eine Kleinigkeit zu Hause; auch spricht er geläufig italienisch und gar so bössartig sind diese Briganten hier herum wohl nicht! Es ist einfaches Diebsgesindel, das nur stiehlt, wenn sich ihm gerade Gelegenheit bietet.“ Und mit scharfem Seitenblick auf Corinna setzte er hinzu: „Ich glaube, die Damen brauchen sich feinewegen wirklich nicht zu beunruhigen.“

Corinna beugte sich zu ihrem Kinde herab und flüsterte leise mit ihm; jedoch die innere Unruhe wollte sich nicht beschwichtigen lassen. Die Mahlzeit erschien ihr endlos, das Essen wurde ihr zur Qual, und doch mußte sie sich dazu zwingen, sollte der Verdacht des alten Herrn nicht neue Nahrung finden.

Als endlich die Tafel aufgehoben wurde und Violet und Morton sie zu einem Spaziergange aufforderten, war es ihr eine wahre Erlösung, mit ihren Freunden in's Freie hinauseilen zu können. Sie nahm Edy an

die Hand und schritt rasch voraus, während die beiden Andern, in ein eifriges Gespräch vertieft, langsam nachfolgten.

Der Anknüpfungspunkte zwischen Jenen fanden sich immer mehr; der Verkehr mit einander wurde ihnen gegenseitig immer sichtlicher zum Bedürfniß und hatte allmählig eine immer deutlicher zu Tage tretende, ruhige Vertraulichkeit angenommen.

Edy konnte nicht weiter gehen. Man sah sich deshalb nach kurzem Spaziergange genöthigt, auf einer Bank Platz zu nehmen. Corinna war sehr ernst und traurig gestimmt; sie hörte nichts von dem, was Violet und Morton mit einander sprachen, und diese vermißten es ihrerseits kaum, daß die Freundin sich nicht an ihrer Unterhaltung betheiligte.

Egons Fernbleiben, gerade nach ihrem gestrigen inhaltschweren Gespräche, schmerzte sie. Bereute er's vielleicht jetzt schon, daß er in solcher Weise zu ihr gesprochen? Hatte er sich nur von der Macht des Augenblicks hinreißen lassen und war heute deshalb vor ihr geflohen oder wenigstens einer Begegnung mit

ihr ausgewichen? . . . Müßten sie sich auch trennen — in solcher Weise sollte es darum doch nicht geschehen! . . . „Nein, nein, er ist nicht der Mann, der heute bereut, was er gestern that!“ setzte sie hastig in Gedanken hinzu. „Doch was mag sonst die Ursache gewesen sein, daß er heute bei Tische fehlte? es war doch bisher noch nie vorgekommen . . . Und war das Gebirgsvolk wirklich so unschuldiger Natur, wie Egons Onkel es vorhin beurtheilt hatte? . . . Wenn er nun doch vielleicht ein Rencontre gehabt —“

„Wer kommt dort den Weg herauf?“ unterbrach Morton Corinna's selbstquälerische Erwägungen, „ist das nicht Egon?“

Sie blickte schnell hin. „Mein Gott, wie bleich sieht er aus und ohne Hut — was ist geschehen?“ rief sie entsetzt.

Morton eilte schnell dem Nahenden entgegen und faßte den sich nur langsamen Schrittes Heranschleppenden unter den linken Arm. Egon zuckte in heftigem Schmerze bei der Berührung zusammen und Edgar ergriff, nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt,

ihn fest unterstützend, seinen andern Arm und geleitete ihn zur Bank, auf welche er neben Corinna — sie mit erschöpftem aber unaussprechlich innigem Blick begrüßend — nieder sank.

„Ich will gleich einen Wagen herbeiholen, Werdenberg ist zu angegriffen, um weiter gehen zu können,“ sprach Morton.

„Edy ist müde und will schlafen,“ sagte der Kleine weinerlich.

Corinna zögerte. „Ich werde Morton begleiten und Edy mit mir nehmen,“ erbot sich Violet, und eilig entfernten sich die Drei.

„Was ist Ihnen widerfahren? Sie leiden heftige Schmerzen?“ fragte Corinna besorgt den inzwischen noch tiefer erblaßten Mann an ihrer Seite.

Er preßte die Lippen auf einander, um einen Schmerzenslaut zu unterdrücken; dann sagte er, sie weich und liebewarm anschauend: „Ja, ich leide, doch nicht zumeist um des Körpers willen — mich schmerzt auch das kalte Sie . . . Corinna, hast Du kein anderes

Wort für mich? . . . Ist Alles, was ich gestern zu Dir sprach, spurlos an Deinem Ohr verflungen?"

„Und warum flohst Du mich heute?“ fragte sie leise. „Und was ist Dir inzwischen geschehen?“ setzte sie mit neuerwachter Besorgniß hinzu.

„Ich floh Dich nicht, Geliebte! wie kannst Du nur dergleichen denken? . . . Was in mir wühlt und nagt und mir keine Ruhe läßt, das ist die Ungunst der Verhältnisse, unter denen wir Beide leiden. Da ich nicht bei Dir weilen durfte, wollte ich den Morgen des heutigen Tages, der mir so viel zu denken gab, wenigstens allein sein — je einsamer, um so besser! Darum stieg ich an den Felsen in die Höhe, bis ich nichts mehr von menschlichen Behausungen gewahrte, bis dieser See sich nur noch wie ein blaues Band durch die Landschaft zog, und mich nichts, als nackte Felsen, mit kümmerlichem Grün bedeckt, umgaben. Wie wohl that meiner brennenden Stirn die kühle, frische Luft; wie athmete ich auf nach der langen, schlaflos durchwachten Nacht. Corinna, wie sehnsüchtig wünschte ich Dich herbei! Wenn meine Gedanken irgend welche

Macht befehlen — Du hättest ihnen folgen müssen, ob Du nun gewollt oder nicht . . . Und als ich so, voll heißen Sehns nach Dich dachte, da hörte ich in der Luft über mir leises Weinen. Halb erschreckt, halb verwundert schaute ich auf; ich sah nichts . . . und hörte doch ganz vernehmlich abermals die klagenden Laute und unterschied jetzt deutlich eine jammernde Kinderstimme. Ich rief nun hinauf und erhielt Antwort, kletterte ein Stückchen weiter und entdeckte in ziemlicher Höhe über mir auf schmalem Felsenvorsprunge — ein Platz, mehr für Gazellen als für Menschen geeignet — ein kleines, vielleicht fünf- bis sechsjähriges Knäblein.

Auf mein Befragen erzählte mir Carlo, wie er sich nannte, er sei seiner Ziege, die er zu hüten gehabt, immer nachgestiegen, bis er endlich weder vor- noch rückwärts mehr gekonnt. Die Ziege sei davon gesprungen, doch er weile jetzt schon stundenlang an dieser Stelle und müsse hier sterben, wenn ich ihm nicht helfe, denn die Hütte seiner Mutter sei weit, und sicher käme Niemand von den Seinen, ihn hier zu suchen . . . Ich tröstete ihn, so gut ich konnte und versprach ihm

meinen Beistand. Mit der Uebung im Bergsteigen, welche ich von meinen früheren Alpentouren besitze, schien es mir nicht unausführbar, auch ohne sonstige Hilfsmittel bis zu dem Bübchen zu gelangen und es aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Ich machte mich auch sogleich an's Werk, kletterte schnell die Strecke hinauf, übersprang einen Spalt und zog mich an einem Strauchwerk, das seine Wurzeln tief in den Felsen getrieben, in die Höhe; hieß das Kind, sich auf meine Schulter niederhocken und meinen Hals mit seinen Armen umschlingen, und ließ mich dann vorsichtig mit meiner Bürde wieder hinab. Das gelang auch glücklich, — doch als ich abermals den Sprung zurück — mit dem jede Gefahr überstanden war, wagte, da sprang ich, wahrscheinlich durch die Last behindert, zu kurz. Das Knäblein flog mit einem Bogen über meinem Kopf hinweg und gerettet auf den sichern Steg — so hoffe ich wenigstens — doch ich rutschte den Fessenspalt hinunter . . .“

Corinna, die in höchster Spannung seiner Erzählung gefolgt war, schaute ihn jetzt so angstvoll an,

daß er lächelnd ihre Hand ergriff und beruhigend sagte:  
„Sorge Dich nicht um mich — Du siehst, Gott machte  
es gnädig mit mir, er ließ mir dieses Leben, das jetzt  
erst durch Dich wirklichen Werth für mich hat . . .  
Geliebte, soll ich's bedauern, daß jene Felsenspalte nicht  
tiefer war und ich an ihrem Grunde — als ich mich  
von dem Sturze erholte und die Betäubung wich —  
einen Ausgang fand? . . . Soll ich dieses Leben, das  
mir heute neu geschenkt wurde, in Zukunft verwünschen  
müssen, weil Du mich zum ewigen Alleinsein ver-  
dammen willst? . . . Soll ich's beklagen, daß nur mein  
Arm, nicht auch mein Auge zugleich gebrochen ist?“

„Egon!“ rief sie, jetzt ebenso blaß wie der Mann  
neben ihr. Alle Liebe, die sie für ihn empfand und  
aller Schmerz, der sie um ihn bewegte, lag in dem  
einen Wort, in dem einen Laut, mit dem sie seinen  
geliebten Namen sprach. „Wenn Du wüßtest, welche  
Todesqual ich um Dich erleide, Du guter, edler Mann  
— so gut, so groß, wie kein zweiter auf der Welt . . .“

„Still, still; Du mußt mich über das, was ich  
that, nicht loben, ich that, was zehn Andere auch ge-

than hätten, was selbstverständlich war, — aber lieb sollst Du mich haben . . . mehr als ‚alles Andere!‘“ setzte er bittend hinzu.

Wagengerassel wurde hörbar.

„Corinna, sage mir ein liebes Wort,“ flehte er, „denke, es können jetzt Wochen vergehen, ehe ich Dich wieder sehen darf.“

Sie fuhr schmerzlich zusammen. „Was könnte ich Dir sagen, was Du nicht selbst schon wüßtest. — Und daß ich Dir ‚das‘ nicht sagen darf, wozu es mich innerlich doch mit allen Seelenkräften zwingt — das zerreißt mein Herz! . . .“

Ehe er noch etwas entgegnen konnte, langte Morton bei ihnen an. Die beiden Herren stiegen ein und fuhren davon. Corinna hatte es vorgezogen, den Weg allein und zu Fuß zurückzulegen.

Egons verletzter Arm war inzwischen stark geschwollen; im Hotel angelangt, mußte er sich sogleich zur Ruhe begeben und der Arzt wurde eiligst herbeigeholt.

Corinna hatte Mühe, ihre Besorgniß und Aufregung vor den Uebrigen zu verbergen; sie befürchtete

irgend eine gefährliche Verletzung und alle möglichen schrecklichen Vorstellungen quälten sie.

Endlich kam der Arzt und wurde zu dem Leidenden geführt. Wieder verging geraume Zeit, bis Morton die beruhigende Nachricht brachte, der Arm sei zwar gebrochen, wie Werdenberg bereits geglaubt, doch stehe einer glücklichen Heilung nichts im Wege, nur bedürfe das verletzte Glied wochenlang der größten Vorsicht und Schonung.

Edgar mußte am nächsten Tage auf Corinna's Wunsch das Dorf, von dem aus, und die Richtung, in welcher Egon seine Wanderung angetreten, von dem Patienten erkundschaffen, und dann machte sie sich mit ihrem kleinen Söhnchen zu Wagen auf, um nach Egon's Schützling zu forschen.

Nach manch vergeblichem Fragen und Suchen fand Corinna den kleinen Geretteten spielend vor der Hütten-  
thür seiner Mutter. Durch Werdenberg war es ihr bekannt, daß das Kind Carlo hieß und sein gestriges Abenteuer hatte sich in seinem Heimatsdorfe mit sagenhaften Zusätzen schnell genug verbreitet. Carlo selbst

war gern bereit anzunehmen: er verdanke seine Rettung einem guten Berggeiste oder einem Engel des Himmels; seine lebhaft erzählte von dem wunderbaren Erlebnis schmückte er mit den buntesten Farben aus und erging sich in echt südländischer Begeisterung über die Schönheit und Güte seines Schutzengels, „zu dem er von jetzt an auch jedes Mal beten wolle, wenn er wieder so hoch auf die Felsen steige“ — wie er Corinna, welche ihm mit Thränen in den Augen zuhörte, eifrig versicherte.

Sie suchte ihm zu erklären, daß er einem menschlichen Wesen seine Rettung verdanke; doch Carlo wollte davon nichts wissen und meinte eigensinnig: „Wo ist er denn geblieben? Ein Mensch kann doch nicht verschwinden?“

Und als Corinna ihm auch dafür eine Aufklärung gab, schüttelte er ungläubig seinen schwarzen Lockenkopf und sagte ungeduldig: „Das ist mir nun ganz gleich — es war doch ein Engel!“

Corinna streichelte lächelnd sein wirres Haar und flüsterte leise: „Ein Engel ist er wohl — wenn auch

in anderem Sinne, als dieses Kind es meint . . .“ Sie schenkte Carlo ein Goldstück — zur Erinnerung an seinen Schutzgeist, fügte sie, auf seine Ideen eingehend, hinzu.

Carlo triumphirte: er habe es ja gleich gewußt, daß er recht gehabt und jetzt habe die gute Signora es doch auch gesagt und sie sei wohl von ihm zu dem kleinen Carlo geschickt, um ihn ganz glücklich zu machen . . . Noch lange schwatzte das Kind in solcher Weise fort und Corinna wurde nicht müde, ihm zuzuhören. Lobte und pries es doch Den, dem ihr ganzes Herz in innigster Liebe entgegen schlug. War's ihr doch, als entströmten dem unwissenden Kindermunde lauter Weisheitsprüche. —

In den Tagen, die nun folgten, entwickelte sich ihr Gefühl für den geliebten Mann, der in sich Alles vereinigte, was ihr bisher stets als unerreichbares Ideal vorgezeichnet, zu immer größerer Tiefe, zu immer klarerem Bewußtsein. Die um ihn ausgestandene Angst, das Mitgefühl für seinen leidenden Zustand, die Bewunderung seiner That, seine liebenswürdige Be-

scheidenheit bei Erwähnung derselben und die Trennung während der Zeit seiner Krankheit — alles diente dazu, ihre Liebe immer innigere Gestalt annehmen zu lassen. Alles, was von Empfindungsfähigkeit bisher in ihr geschlummert und zurückgedrängt worden war, erwachte jetzt mit um so größerer Macht, und Stundenendlosen, ihr Innerstes aufwühlenden Kampfes waren die Folge.

Auch die Freundschaft zwischen Edgar Morton und Egon nahm täglich zu. In ihren Anschauungen fand sich manche Uebereinstimmung; ihre Charaktere paßten gut zu einander und vielleicht führte noch überdieß die Liebe zu den beiden Cousinen die jungen Männer näher zusammen.

Während Werdenbergs Unwohlsein machte Morton oftmals, ganz unabsichtlich, nur indem er dem Einen von dem Andern sprach und erzählte, den Boten zwischen dem unglücklichen jungen Paare. Durch ihn wurde Egon auch noch genauer in Corinna's häusliche Verhältnisse eingeweiht und er fand sich in der Ueberzeugung: daß das angebetete Weib sich an der Seite

des von ihr so verschieden gearteten Gemahl höchst unglücklich fühle, immer mehr bestärkt, und seine Liebe, die alle Hindernisse gering erachtete, sah darin nur eine Hoffnung mehr, Corinna, trotz ihres Weigerns für sich zu gewinnen. Doch als er, völlig hergestellt, wieder frei und ungezwungen mit Allen verkehren konnte, überzeugte er sich zu seiner bald lauten, bald stillen Verzweiflung nur zu schnell, daß hier auch mit Aufbietung all seiner Kräfte nichts zu erreichen sein würde und daß seinen theuersten Wünschen und Hoffnungen unbefiegbare Hindernisse entgegenstanden.

Ex bibl. univ. Tart.

Sein Onkel, auf dessen Beistand er sicher gerechnet, sah die Verhältnisse natürlich mit ganz anderen Augen an, als der heißblütige, junge Mann: er sah und urtheilte mit ruhiger Verstandeskälte, und befürchtend, das Lebensglück seines Neffen an dieser Klippe, die nach seinen Ansichten unumschiffbar war, scheitern zu sehen, wurde er aus Corinna's anfänglich väterlichem Freunde, der sie selbst in jeglicher Weise verwöhnt und bevorzugt, allmählig ihr heimlicher Gegner und schließlich ihr er-

bittertster Feind, der bereits auf Mittel und Wege sann, die Liebenden für immer zu trennen.

Trotz all dieser im Stillen wühlenden, aufregenden Gefühle verlief äußerlich jedes Zusammensein in scheinbar ungetrübter Geselligkeit. Und lagerte auch manches Mal auf der Stirn des Einen oder Andern ein trüber Schatten, so blieb doch der überwiegende Theil des befreundeten Kreises unberührt von jenen so schmerzlich und tief einschneidenden, die Seele zerreißenden Conflicten.

Endlich fiel auch die Binde von Egons Arm, die er so lange getragen und die ihm „rührend schön“ gestanden, wie Corinna meinte. Körperlich war er wieder vollständig genesen, doch in seinem Gemüthe fühlte er sich trauriger und verstimmter als je, denn die Aussichten auf eine glückliche Zukunft verfinsterten sich immer mehr, da auch Corinna an ihrem Entschlusse: in den nun einmal bestehenden Verhältnissen weiter zu leben, festhielt. Das Herz wollte ihr zwar bei dem bloßen Gedanken an Trennung brechen, dennoch glaubte sie, um ihres Kindes und der einmal über-

nommenen Pflicht willen, bis zum Aeußersten ausharren zu müssen. Vielleicht fehlte ihr auch das volle Verständniß der kommenden Qual, so lange sie ihn täglich sah, er täglich zu ihr sprach, sie ihn stets in ihrer Nähe wußte. Und das, was wohl am bestimmendsten auf sie gewirkt hätte: die Gewißheit von Ahrenburgs Ehebruch — war für sie ja eben keine Gewißheit, sondern nur persönliche Ueberzeugung.

Der alte Herr von Werdenberg bekämpfte seines Neffen Entschluß und Wunsch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Er entwarf bereits Pläne, wie die Liebenden zu entzweien und ihre Gefühle für einander vollständig vernichtet werden könnten; und so fand Egon statt der treuen Hilfe, auf die er zuversichtlich gerechnet, auch von dieser Seite nur Feindseligkeit und Kreuzung seiner Bemühungen. Es blieb ihm nichts, als sich in das Unabänderliche zu fügen — vielleicht das Schwerste, was einem thatkräftigen, leidenschaftlichen Manne auferlegt werden kann. Nach einem Ziele streben — und ist dasselbe noch so fern — hat immer seinen Reiz; doch mit gefesselten Händen einem Ziele

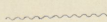
gegenüberstehen und die Hand darnach nicht ausstrecken dürfen — das geht fast über menschliche Kraft!

So verfloß der Winter für Egon zwischen qualvollen Kämpfen und Seeligkeit. Jede Minute, in ihrer Nähe verbracht, machte ihn glücklich, so ungehalten er auch oftmals über den Zwang, welchen die stete Gegenwart fremder Menschen ihm auferlegte, war. Jede erneute Ueberzeugung: daß keine innigere Verbindung zwischen ihm und Corinna möglich, ließ ihn am ferneren Dasein verzweifeln.

Zu all dem kam noch, daß Edgar und Violet immer offener und zwangloser ihr Interesse für einander zeigten und ein Jeder dieses Verhältniß als selbstverständlich hinnahm.

„Nur ,ich‘ soll mich ewig beherrschen,“ rief Egon voll schmerzlichen Anmuths, „nur ,mir‘ soll das Glück der Liebe ewig versagt sein! Und doch fühle ich, daß ich Corinna mehr liebe, als je ein Mann ein Weib geliebt; und weiß, daß sie elend ist und in meinen Armen glücklich wäre; und glaube, daß ich an ihrer

Seite ein nützlicherer, besserer Mensch werden könnte!...  
Und soll doch all dem entsagen und allein heimkehren,  
um einsam und unbefriedigt durch's Leben weiter zu  
gehen... Hier das höchste Glück, dort das tiefste  
Elend — und jede Wahl ist mir versagt!“



IV.

Das Frühjahr nahte und immer häufiger kamen Mahnbriefe von dem Major, der die Rückkehr seiner Familie verlangte.

Die Gesundheit des kleinen Eduard hatte sich weder wesentlich gebessert, noch verschlimmert; es war ein stetes, ruhig fortschreitendes Hinwelken zur allmäligen Auflösung, das kein Sünden und keine medicinischen Mittel mehr aufzuhalten vermochten.

Auch der alte Herr von Werdenberg wünschte baldigste Rückkehr auf seine Güter, nicht nur als sorgfamer Landwirth, sondern auch um seiner sonstigen Motive willen. Nur mit Mühe war es Egon bisher gelungen, ihn so lange zurückzuhalten.

Endlich waren jedoch alle Vorwände erschöpft, alle Gründe zum Bleiben haltlos geworden, der Tag der

Trennung brach an, und so unerträglich es auch schien — es mußte dennoch geschieden sein!

Blafßgrau und bleiern breitete sich der Himmel an diesem trüben Frühlingstage über Bellaggio aus; nur matt und fahl brachen einzelne Sonnenstrahlen durch das farblose Gewölk.

Corinna wandelte einsam die Landstraße entlang, sie wollte allein sein mit den sie verzehrenden Gedanken.

An der Chaussée lag eine jener kleinen Kapellen, wie sie in katholischen Ländern häufig an Wegen und Landstraßen zu finden sind. Sie betrat den engen, friedlichen Raum und betete lang und inbrünstig für ihn, den Mann ihrer Seele, und um Kraft zur Ertragung der unabänderlichen, furchtbaren Trennung.

Als sie sich endlich erhob und zum Gehen wandte, stand Egon vor ihr. Er hatte sie gesehen und war ihr gefolgt. Leise war er nach ihr eingetreten, sah das ihm so theure Weib auf ihren Knien liegen und lehnte still, um sie in ihrem frommen Beten nicht zu stören, an einem Pfeiler, und auch in seiner Seele stieg ein heißes Gebet zum Throne des Höchsten empor.

Mit noch thränenfeuchten Augen stand sie jetzt vor ihm; er streckte ihr beide Hände entgegen, in die sie verständnißfönnig die ihrigen legte und ihm vertrauensvoll in die lieben, treuen Augen schaute.

„Es drängte mich heute, diesen kleinen geweihten Raum zu betreten,“ sprach sie in einem Tone, dem er die verhaltenen Thränen anhörte. Dann sich gewaltsam fassend und absichtlich alles sie persönlich Berührende vermeidend, fuhr sie fort: „Warum herrscht nur bei uns in lutherischen Ländern die — ‚Ansitte‘ möcht’ ich’s fast nennen — die Kirchen streng verschlossen zu halten und sie nur zu gewissen Stunden der Gemeinde zu öffnen? . . . So wenig ich sonst auch katholisch gesinnt bin, so besitze ich doch für diese kleinen Bethäuser am Wege eine besondere Vorliebe . . . kann mein Fuß sie doch jeden Augenblick betreten, wenn es meinem Herzen eben Bedürfniß ist! Ich sage deshalb nicht, daß ich ihre Anlage oder ihre Ausschmückung befürworte — die wünschte ich mir im Gegentheil ganz anders — nur daß sie mir jeder Zeit offen stehen, berührt mich sympathisch und die fromme Ruhe und Stille in ihnen wirkt beruhigend

auf mich — sie scheinen mir wie: Friedenspunkte zum momentanen Ausruhen im ruhelosen Getriebe dieser Welt . . . Bei uns in der gereinigteren, vergeistigten Religion will man den Geist dennoch immer wieder in Fesseln schlagen. Nicht, wann mein Gemüth darnach verlangt, kann ich solch geweihte Stätte aufsuchen — sondern ich werde neben vielen Anderen, wie eine Heerde Schafe, am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde auf die geistige Weide getrieben. Bin ich auch die Letzte, den Aufschwung meiner Seele zum Höchsten von irgend einem Raume abhängig zu machen, so finde ich es doch wünschenswerth, daß mir der Besuch dieses Raumes, der nun einmal den Gedanken an Gott besonders geweiht ist, zu jeder Tageszeit offen steht.“

„Ich kann auch darin Dir nur beistimmen, meine Corinna. Du hast mit dieser Ansicht eben so recht, wie in allem Andern, was Dein feines Gefühl, Dein richtiger Tact Dich lehrt,“ entgegnete Egon liebevoll.

Sie drückte warm seine Hand und fuhr dann fort: „In Betreff des zu solcher Feier gewählten Orts,

denke ich so frei, daß mir der aus Steinen auf eines Berges Gipfel roh zusammengefügte Altar unserer Voreltern gerade so heilig erscheint — wie die stolze, bildergeschmückte Kirche des strenggläubigen Katholiken; der oft colossalen Raum umfassende, zum Himmel aufragende egyptische Tempel des grauen Alterthums eben so erhaben — wie die mit kunstvollen Götterbildern überfüllten Tempel und Vorhöfe griechischer Heidenzeit; die jeden Schmucks entbehrende und darum eben durch ihre gediegene Großartigkeit um so ergreifender wirkende Moschee des Ungläubigen gerade so ehrwürdig — wie das zwischen Einfachheit und dem Festhalten an alter unpassender Zierrat schwankende Gotteshaus des rechtgläubigen Lutheraners . . . Spricht sich doch in all diesen, von einander so verschiedenen Bauwerken dasselbe Verlangen, dasselbe Streben des Menschen nach einer Gemeinschaft mit dem Höchsten aus, und zugleich das unabweiskbare Bedürfniß: sich mit seiner Phantasie, mit seinem Gemütthe, seinem bessern Ich an ein Wesen zu klammern, das frei von allen irdischen Unvollkommenheiten, ausgerüstet mit einer Alles

beherrschenden Macht, die Welt hält und nach ewigen Gesetzen regiert — ein Wesen, zu dem der Mensch flüchten kann und von dem er Hilfe erwartet, wenn alle irdische Größe und Herrlichkeit in ihr Nichts zusammenbricht!“

„So ist's, Geliebte . . . Ich theile auch hierin Deine Anschauungen. Wir haben eben Beide das Bedürfniß, das Geistige auch rein geistig zu erfassen . . . Wie es uns in dem, was die Welt Religion nennt, nicht auf die verschiedenen Formen ankommt, sondern nur auf die ihnen zu Grunde liegenden Ideen — so möchte ich bei allen menschlichen Satzungen und Gesetzen zumeist auch nur darauf Gewicht gelegt sehen, was zur weiteren geistigen und moralischen Entwicklung der Menschheit führt — zu einer Entwicklung, welche den Menschen nicht aus Furcht vor Strafe und aus Schamgefühl vor der Oeffentlichkeit das Gemeine und Sündhafte vermeiden und verachten läßt, sondern ihn aus eigenem Bedürfniß nach dem Besten und Edelsten zu streben veranlaßt.“

„Wären Alle wie Du,“ entgegnete Corinna sanft

und schaute bewundernd zu ihm auf, „dann wäre diese höhere Entwicklungsstufe bereits erreicht.“

Sie traten vor die Thür der kleinen Kapelle.

„Du stellst mich zu hoch, Geliebte — ich weiß es! Aber es thut meinem Herzen wohl . . . ist's mir doch ein neuer Beweis Deiner Liebe! . . . Sieh, meine Corinna, so viel oder so wenig nun aus mir geworden sein mag, ich bin es wenigstens durch mich selbst geworden. Ich dachte auch nicht von Jugend auf so frei, so selbstständig wie jetzt, sondern habe mich erst allmählig zu dieser Freiheit der Anschauungen durchgearbeitet. Erziehung und Gewohnheit bilden oft eine bequeme Straße, um uns innerlich vor allen Konflikten zu bewahren, — nur genügt dem selbstständig denkenden Menschen der von Anderen breit getretene Pfad, der gedankenlos nachgebetete Glaubenssatz bald nicht mehr; er beginnt selbst zu denken und findet Fehler und Mängel, wo er bisher an Unfehlbarkeit geglaubt; er stößt auf alle Arten von Widersprüchen und hat nun oft schwere Kämpfe zu bestehen, bis er endlich die althergebrachten und bisher urtheilslos nachgesprochenen

Lehren der Welt und seiner Umgebung in Einklang mit seinen eigenen Ideen gebracht hat, oder auch so fest und unerschütteret dasteht, daß ihm die Außenwelt mit ihren Irrthümern nichts mehr anhaben kann . . . Der Weg, den ich machte, war schwer, theure Corinna, aber ich bin ihn gegangen, und es ist nach manchem bangem Zweifel wieder Klarheit und Harmonie in meine Seele gekommen . . . und das größte Räthsel dieser Welt —“ fuhr er in innigerem und bewegterem Tone fort — „daß mir bisher nicht verständlich war, das hast Du mir, Geliebte, gelöst!“

Er schlang den Arm um sie und bat: „Komm, laß Dich, ehe wir scheiden müssen, zu jenem Plätzchen im Schatten jener alten Buchen, diesem Kirchlein gegenüber, geleiten. Hier in Gottes freier Natur, unter seinem reinen Himmel, gönne unserem Herzen eine letzte Feierstunde.“

Auf einem Hügel in weichem Moose nahmen sie neben einander Platz, und Corinna lauschte, anfänglich in seliges Schweigen versunken, seiner zum Herzen gehenden Stimme und seinen hohen Ideen, die er ohne

Rückhalt vor ihr entwickelte — wußte er doch, daß ein jeder seiner Gedanken in ihrem Herzen einen Wiederhall fand.

„Jetzt sterben können,“ hauchte sie endlich, ihm in die dunkeln, schwärmerischen Augen schauend, „umgeben von dieser herrlichen Natur und bei Dir . . . in diesem Momente der Seligkeit, der für mich nie wiederkehrt . . .“

„Sprich nicht vom Sterben, Corinna! Schon der Gedanke an Deinen Tod könnte mich wahnsinnig machen!“ rief er leidenschaftlich. „Du mein Leben, Du all' mein Glück — Du sollst leben und für mich!“ und er zog sie fester an sich, und sie ruhte mit geschlossenen Augen, alles Andere um sich vergessend, in seinen Armen.

„Siehst Du, fuhr er leise und hingebend fort, „ich habe nie zuvor geliebt . . . bin nie zuvor mit einer Andern zusammen gewesen, wie jetzt mit Dir . . . und bin ich auch bereits neunundzwanzig Jahre alt — nie haben meine Lippen ein anderes Weib berührt — rein und unentwehrt kann ich sie Dir bieten! . . .“

Das Weib war mir bisher in meinem Leben nicht Bedürfniß, so warm mein Herz auch schlug, so heiß und liebeglühend ich jetzt auch fühle. Ergriff mich mitunter auch tiefe Sehnsucht nach fernem Glück, nach fremder, von mir nur geahnter Seligkeit — die Frauen, welche mir bisher in den Weg traten, hätten mir solche doch nicht zu geben vermocht! . . . Mag sein, daß ich zu anspruchsvoll bin — wie mein Onkel sagt — ich kann's nicht ändern! . . . In Dir erst, meine Corinna, fand ich alle Eigenschaften der Seele und des Körpers vereint, wie meine Phantasie sich kaum in einsamen, sehnsüchtigen Stunden das Weib der Liebe gedacht; und jetzt“ — seine Stimme brach fast — „wo ich Dir mein ganzes Leben, mein ganzes Sein und Wesen weihen möchte, da tritt das Schicksal — dem ich fluchen könnte!“ rief er heftig, „trennend zwischen uns, zwischen zwei Wesen, die wie für einander geschaffen sind . . . Oh, hartes, unerbittliches Gesetz der Welt, daß wir uns dem — fügen müssen!!“

Er begrub sein Gesicht in beide Hände und suchte des ihn übermannenden Schmerzes wieder Herr zu werden.

Corinna war's, als müsse ihr Herz stillstehen vor Qual und Seligkeit bei seinen Worten. Sie lehnte ihr Haupt schmeichelnd an seine Schulter und nahm seine Rechte zwischen ihre beiden Hände, welche sie darüber faltete, dann sagte sie leise: „Ja, Geliebter, Du hast recht, unser Schicksal unerträglich hart und grausam zu schelten! Es gibt Momente im Leben, wie eben dieser, den wir jetzt durchmachen müssen, wo wir uns stark versucht fühlen, an einer göttlichen Vorsehung zu verzweifeln! . . . Wohl heißt es: Leiden wären zu unserer Erziehung nothwendig, — doch habe ich nicht viel davon bemerkt, daß Menschen durch Kummer und Trübsal besser geworden wären. Einen edlen Menschen mag der Schmerz veredeln, d. h. wenn das Herz nicht früher darüber bricht! . . . Ein böser, niedriger oder kleinlicher Charakter wird jedoch in den meisten Fällen durch Ungemach und Leid nur verstockter, schlechter und sinkt nur noch tiefer. Dennoch müssen wir annehmen, daß die Vorsehung ihre ganz bestimmten und auch folgereichen Absichten hat — denn wie nichts zufällig und zwecklos in der Welt ist, so können auch

die tausend Qualen dieser Erde nicht umsonst da sein, nur erfunden, den Menschen zu quälen. Erkennen wir, in unserer menschlichen Kurzsichtigkeit, auch selten oder nie die Nothwendigkeit eines Uebels, unter dem wir eben leiden — in der Folge wird es uns doch oftmals klar: daß wir nicht umsonst gelitten.“

„Das ist freilich wahr, meine kluge Corinna, und um gleich eine Nutzenanwendung daraus zu ziehen: wärest Du z. B. an einen Mann gebunden, den Du achten ‚müßtest‘, aber nicht lieben ‚könntest‘, wäre Dir das jetzt, nachdem Dein Herz unwiderusslich mir gehört . . . hörst Du, nur mir allein . . . nicht noch schrecklicher? obgleich Du vielleicht früher oft seufzend gewünscht: ‚Wenn ich ihn wenigstens nur achten könnte!‘ . . . Und ich, der ich mich früher bisweilen beklagt, daß ich nichts fand, was mir liebenswerth erschien — kann ich mich jetzt nicht glücklich preisen, daß ich mich nicht früher band?“

Ein süßes Lächeln spielte über ihre Züge zu dieser Logik des geliebten Mannes, der Alles auf ihre Liebe bezog. Sie bettete ihre kalte Wange

in seine brennende Hand und schaute wehmüthig zu ihm auf.

„Warum bist Du nur bei all Deiner Weichheit und Zartheit so unerbittlich hart, Corinna?“ hob er wieder an; „warum willst Du mir nicht gestatten, handelnd und neugestaltend in Dein Schicksal einzugreifen? Auf meinen Händen wollte ich Dich tragen, Dich lieben und ehren, wie nichts auf der Welt — Du mein Stern in unerreichbar stolzer Höhe! . . . Ich könnte Dir zürnen . . . und muß Dich bewundern, daß Du so bist, wie Gott Dich zu meiner Qual und Seligkeit eben werden ließ! . . . Dennoch entsage ich Dir nicht!“ setzte er leidenschaftlich hinzu.

„Laß das, Geliebter, Du zerreiße mir das Herz! . . . Ich bin schließlich Dir gegenüber doch nur das schwache Weib — hilf mir, daß ich stark bleibe . . . Bestürme mich nicht zu sehr“ . . . bat Corinna so rührend, so kindlich vertrauend, daß er schwieg und sie nur noch inniger in seine Arme schloß.

„Du armes Kind,“ sagte er nach langem beredtem

Schweigen, in das Beide versunken waren, in weichem, besorgtem Tone, „wie einsam wirfst Du Dich wieder in Deiner freudlosen Häuslichkeit fühlen. Morton und Deine Cousine vereint wohl bald ein noch innigeres Band als das, welches sie jetzt zu umschlingen scheint, — die ziehen dann fort; und Deine Mutter, so lieb Du sie auch hast, kann Dir die Altersgenossen doch nicht ersetzen. Hast Du Niemand sonst in Deinem nähern Bekanntenkreise, der mit einem edlen Herzen auch Geist verbindet und durch den Dein reicher Geist wenigstens Anregung und Nahrung findet?“

Corinna dachte an Werner und wie auch er einst gewünscht, ihr näher zu treten, und wie die frühere Freundschaft in Folge von oft unmotivirten Mißstimmungen lau geworden. Ein flüchtiges Roth zog über ihre Wange, als sie entgegnete: „Oh ja, es fehlt mir nicht an solchem Umgange; Doctor Werner Scharfenhorst ist ein geistreicher, begabter Mann und ein gern gesehener Gast in meiner Familie —“

„Und was sonst noch, Corinna?“ fragte Egon in leicht aufwallender Eifersucht, „wer ist er, was ist er,

ist er jung, ist's ein Verwandter von Dir? . . . Ich bitte Dich, sage mir Alles von ihm."

Corinna lächelte trotz des Schmerzes, der ihr das Herz zerriß; dann schaute sie dem Geliebten tief eindringlich in die jetzt angstvoll flehend auf sie gerichteten Augen und entgegnete ernst und beschwichtigend: „Mein Jugendfreund ist er; mein Spielkamerad war er, als ich noch ein Kind, und mein Tänzer und Beschützer in allen Gesellschaften, als ich älter wurde — mein Freund ist er geblieben . . . sonst nichts!"

„Nichts sonst? Corinna, gewiß und wahrhaftig?"

„Bist Du eifersüchtig?" fragte sie schelmisch dagegen.

„Ja," entgegnete er aufrichtig und schuldbewußt, „das ist vielleicht mein größter Fehler Dir gegenüber, daß ich in Allem, was Dich betrifft, rasend eifersüchtig bin! Eifersüchtig auf den Wind, der Dich umfächelt; auf die Sonne, die Dich bescheint, und vor Allem auf die Menschen, welche sich Dir nahen . . . Mein sollst Du sein mit jedem Deiner Gedanken, mein mit

Deinem ganzen Sein und Wesen — mein ganz allein! . . . Und willst Du mir in Gedanken auch treu bleiben, Corinna, treu für alle Zeiten?" fragte er, sie inniger umschlingend und ihr die Antwort von den Lippen küßend.

„Dein, Dein,“ hauchte sie, als er sie endlich freigab, „Dein für alle Ewigkeit“ . . . und sie lehnte ihr sonst so stolzes Haupt jetzt demüthig, wie besiegt von der Macht ihres Gefühls für ihn, an seine treue, starke Mannesbrust.

„Und nie, Geliebte, gib die Hoffnung auf! Wir gehören zusammen — müssen wir uns jetzt auch trennen — und bleiben einander treu in unserem Empfinden und in unseren Gedanken . . . und unsere Liebe soll endlich doch noch das Schicksal bezwingen! . . . Wer weiter kämpft, wer weiter spielt, kann immer noch siegen, immer noch gewinnen — noch im letzten Augenblick! Daran halte fest und nie verliere den Glauben an mich . . . Nur in der Hoffnung dereinstiger Vereinigung finde auch ich die Kraft zum Weiterleben . . . Was auch kommen mag — wir harren ge-

treulich aus, bis diese herbe Prüfungszeit vorüber . . .  
Versprichst Du mir das, meine Corinna?"

„Ja, ich gelobe es! keine Macht der Welt soll mich Dich vergessen lassen. Das Gefühl für Dich ist eins mit mir geworden und erlischt nicht einmal mit diesem Leben. Bleiben wir hier auch getrennt, dort finden wir uns wieder! . . . Dieses Empfinden für Dich ist die Liebe des vollbewußten Weibes, ist ein Gefühl, endlos und wahr, und was auch zeitweilig trennend zwischen uns treten mag, was unser Empfinden auch beeinflussen und stören könnte — die Wahrheit hat dennoch Bestand, bricht sich immer wieder Bahn und währt ewig! . . . Doch jetzt, Geliebter, laß uns Abschied nehmen . . . die Zeit vergeht . . . man wird mich vermessen . . . wir dürfen nicht länger — bei einander weilen . . .“

Müde richtete sie sich auf und stand von Schmerz zerrissen, gesenkten Hauptes vor ihm. „Lebe wohl, Du Theurer, Du über Alles Geliebter“, flüsterte sie.

„Und wann sehe ich Dich wieder?“ fragte er todes=

traurig und schaute ihr mit verzehrendem Blicke in die schönen, thränenschweren Augen.

Sie schwieg und schlug den Blick zu Boden — sie fand keine Antwort auf die bange Frage.

Er sank vor ihr nieder und flehte: „Lege Deine theuren Hände mir auf's Haupt und segne mich, ehe Du von mir gehst.“

Die frommen Klänge eines entfernten Glöckchens tönten feierlich in diese heilige Abschiedsstunde hinein, in welcher zwei edle Menschenherzen den schwersten Kampf, den je ein Menschenherz erschüttert, siegreich überstanden.

Corinna erfüllte seine fromme Bitte in tiefster Ergriffenheit; dann erhob er sich von seinen Knien, zog sie an sein Herz und gewaltsam seinen Schmerz zurückdrängend, sprach er in innigstem Tone: „Verzage nicht, Geliebte! Meine Gedanken sollen Dich umschweben, mein Herz wird mit Dir ziehen, meine Seele wird Dich begleiten auf all' Deinen Wegen . . . Und einst wird das Morgenroth des Glücks auch für uns an-

brechen — denn Gott ist barmherzig! . . . und ,wenn Zwei sich lieben mit Gottesflammen, geschieht ein Wunder und sie kommen zusammen!“

Wie gebrochen hing sie in seinen Armen. Er küßte sie noch einmal heiß und lange auf den blühenden Mund; dann berührte er fast ehrerbietig mit seinen reinen Lippen ihre Stirn und sprach: „Der Herr segne und behüte Dich, Du mein Liebste, Bestes, Heiligstes!“ . . . und seiner Qual nicht länger Herr, gab er sie frei und eilte von dannen.

Corinna sank halb bewußtlos in's weiche Moos und blieb lange Zeit wie betäubt liegen. Ihr schien's, als hätte alles Leben plötzlich in ihr aufgehört, als wäre der Glanz der Sonne in diesem einen Moment auf immer für sie erloschen. —

Schwankenden Schrittes kehrte sie endlich heim und wie von schwerem, quälendem Traume befangen, bestieg sie einige Stunden später das Dampfschiff, mit dem sie Bellaggio verließ.

Der Abschied von Egon's Onkel war ein scheinbar freundlicher, im Grunde aber recht frostiger, dem

ein in den äußersten Grenzen der Convenienz gehalten von ihm folgte. Dann wurde noch ein letzter, langer, eine ganze Welt von Liebe und Schmerz ver-rathender Blick zwischen ihm und ihr ausgetauscht und fort ging's — unerbittlich, unaufhaltsam! —

„Wann sehe ich die Geliebte wieder?“ fragte Egon sich in wilder Verzweiflung. „Werde ich ihn wiedersehen?“ sprach Corinna bei sich mit bangem Zagen.

Es schüttelte sie wie im Fieber, wenn sie an das nun jetzt wieder vor ihr liegende Leben dachte und unzählige Male rief es in ihr: „ich kann so nicht weiter leben!“ Doch sie preßte trotzdem die Hand fest auf das stürmisch klopfende Herz, preßte die Lippen fest auf einander und neigte stumm und demuthsvoll das Haupt... Dann sah sie ihren kleinen Sohn, und ihre Mutter und die ganze Welt mit dem um Erbarmen flehenden Blick des auf den Tod verwundeten Rehers an; doch als ihr nirgends darauf Antwort wurde, ließ sie sterbensmüde das Haupt auf die Brust sinken und sprach mit der Resignation der Verzweiflung zu sich selbst: „Es kann Dir Niemand helfen!

Das Entsetzliche muß allein getragen und durchgekämpft werden.“

Die Schönheiten der Natur, welche sie auf der Hinreise so sehr entzückt, verschärften jetzt nur ihren Schmerz. Bei allem Schönen gedachte sie nur sehnsüchtiger seiner.

Violet, welche mit dem eigenen neuerwachten Herzen wohl etwas von dem Leid der Freundin ahnen mochte, versuchte es, sie indirect zu trösten und ihre sonstige Willenskraft wachzurufen.

Mit schmerzlichem, in die Seele schneidendem Lächeln entgegnete jedoch Corinna auf einen derartigen Versuch: „Meine liebe Violet, man hat mir zwar oft gesagt, ich sei energisch — und nicht nur von Solchen hörte ich's, die das vielleicht an mir tadelten, sondern auch von Anderen, welche diese Eigenschaft für lobenswerth erachteten — und doch ist kein Weib so sehr der Stütze und des Anlehns an ein stärkeres Wesen bedürftig, wie gerade ich . . . Mir scheint's, als schwanke ich haltlos in sturmgepeitschtem Schiffe, ohne Steuer und Anker, auf endlos ödem, küstenlosem Ocean einher

— und ruhte doch so gern in dem friedlichen Schatten eines hohen Baumes, der liebevoll schützend seine Zweige über mich breitete, der mich bewahrte vor verzehrendem Sonnenbrand und erkältendem Regenschauer . . . Da möchte ich ruhen, da würd' ich träumen von Liebe und Glück, da senkte Frieden sich auf die zu Tode geheizten Gedanken, da zögen wunderbare Melodien durch die in süßem Schauer erbebende Seele! . . . Es ist eben ein Unglück, wenn eine aus dem Paradiese Verstoßene das Träumen vom Paradiese nicht lassen kann!“ —

---

V.

Mehr als ein halbes Jahr ist seit der Rückkehr aus Italien verflossen.

Corinna hatte nach ihrer Heimkehr mit aller Kraft gegen die sie verzehrende Liebe gerungen. Sie aus ihrem Herzen zu reißen — dazu besaß sie weder die Macht noch den Willen; aber sie war bestrebt, ihre mütterlichen und häuslichen Pflichten mit peinlichster Genauigkeit zu erfüllen, und zermartete sich dabei in endlosen Kämpfen und in den quälendsten Widersprüchen.

„Je mehr ich mir sage,“ — sprach sie zu sich selbst, als die heimatlichen Räume sie wieder umgaben — „du mußt bleiben, desto unglücklicher fühle ich mich, desto verzweifelter werde ich! Wenn ich mich bis zum Abend durchgerungen und den Entschluß gefaßt habe: hier auszuharren und allen Wünschen nach

Glück zu entsagen — dann erwacht am andern Morgen mit meinen neubelebten Sinnen auch mit frischer Kraft die Sehnsucht nach Liebe und Glück und ich möchte vergehen vor Heimweh nach ihm! . . . Und sähe ich ihn nach einiger Zeit auch wieder und dürfte ihm doch nicht angehören . . . und müßte mich abermals von ihm trennen — das ertrüge ich gleichfalls nicht! . . . Und es schwinden die Jahre dahin und wir sehen einander nie mehr, wir begegnen uns nimmer und vergessen uns halb; der Schmerz hat uns allmählig stumpf gemacht und wir haben einsehen gelernt: daß der Kampf gegen das Schicksal vergeblich war und daß hochfliegende Träume selten Erhörung finden bei Gott und noch seltener Verständniß bei den Menschen . . . und so verknöchern auch wir schließlich und werden — wie hundert andere Leute auch. Und wieder vergehen Jahre . . . wir hören nichts mehr von einander und die Stunde kommt, wo wir mit Lächeln auf die Phantasieen unserer Jugend zurückschauen — ich vielleicht eine behäbige Matrone, er ein grämlicher Junggesell oder schließlich doch der . . . Gatte einer andern, wenn auch

ungeliebten Frau . . . Nein, nein!" schrie sie dann laut auf, „so kann, so darf es nicht kommen! Diese Bilder bringen mich um den Verstand! . . . Eine solche Zukunft käme mir vor, als hätte man meinen Geist getödtet und den Körper leben gelassen! Menschen, wie wir, können wohl körperlich zu Grunde gehen, geistig alle Qualen erdulden, welche das Leben auf dieser Erde den erdgeborenen Geschöpfen zu bereiten versteht, aber nimmer sich verlieren auf dem plattgetretenen Pfade gemeiner Alltäglichkeit, die sich's am äußern Wohlleben genügen läßt und darüber alles Höhere, was die Seele einst so tief ergriffen, vergißt. Und doch, was kann der arme, schwache Mensch gegen das Schicksal, gegen die Ungunst der Verhältnisse? . . . Und ist dieser beständige, aufreibende Zwiespalt nicht auch entsetzlich? das innere und äußere Leben nie in Uebereinstimmung! und stets so fortleben müssen . . . jahrelang . . . für immer? Mir ist's, als schlügen Flammen aus meinem Haupte und versengten mein Hirn und züngelten nach meinem Herzen und tränken gierig mein Herzblut und verlöschten doch nimmer! . . .

Und zu Niemand kann ich reden von der furchtbaren Qual, die mein Innerstes zerreißt und verbrennt; weder gegen meine Mutter, noch gegen meinen lieben Papa Steinberg — verstehen würde ‚der‘ mich vielleicht . . . auch meine Mutter verdammt mich wohl nicht völlig —; dennoch muß ich diese Kämpfe allein ausringen! Ich kann Niemandem von diesem furchtbarsten Conflict meines Lebens sprechen, um hernach doch vielleicht in den bisherigen Verhältnissen weiter ausharren zu müssen.“ —

Und ihrem Vorsatze getreu, duldete sie schweigend weiter und glaubte, Schwereres, als bisher, könne ihr nicht auferlegt werden — und doch war das Schicksal mit seinen leidbringenden Zufällen noch immer nicht erschöpft. —

Dem stillen Herzensbunde Mortons und Violets, war im Laufe des Spätherbstes ein öffentliches Verlobni gefolgt und jetzt bei Beginn des Winters sollte des Priesters Segen ihm die kirchliche Weihe und weltliche Geseglichkeit geben.

In aller Stille wurde die Trauungs=Ceremonie

an ihnen vollzogen; es verlangte sie Beide nicht nach äußerem Glanze. Die Leichtlebigkeit der unbefangenen, genußsüchtigen Jugend lag hinter ihnen; sie hatten Beide unter den Täuschungen, welche Leben und Schicksal zu bereiten pflegen, gelitten und sehnten sich nach leidenschaftsloser Ruhe, welche noch am ehesten andauernden Frieden finden läßt.

Edgar Morton beabsichtigte auch den Winter in stiller Zurückgezogenheit auf seinen Gütern in England zu verleben.

Der Major äußerte spöttelnd bei der im engsten Kreise begangenen Hochzeitsfeier: „Das ist auch ein recht romantischer Geschmack von Ihnen, Morton, sich für den ganzen langen Winter mit Ihrem Weibchen in die Einsamkeit des Landlebens zu begraben — besonders wenn man, wie Sie, weder auf die Jagd geht noch Karten spielt.“

Edgar wandte sich an Corinna und sagte: „Sie tadeln meinen Geschmack wohl nicht, werthe Frau, und werden mir gewiß beistimmen, wenn ich meine, daß wahres Glück nicht in den Zerstreungen der Welt,

nicht in den Abwechslungen und Leppigkeiten gesellschaftlichen Lebens zu finden ist?"

Die junge Frau stand tief in Gedanken versunken und schien zu überhören, daß seine Worte ihr galten.

„Auch ich theile Ihre Ansicht, mein lieber Morton,“ entgegnete statt ihrer der alte Oberst von Steinberg, der um dieser festlichen Veranlassung willen wieder einmal sein Gut verlassen und zur Stadt gekommen war. Er schaute jetzt Corinna mit väterlich besorgtem Blicke an. Sie starrte so leidensvoll, so schmerzverloren vor sich hin. „Ich möchte fast glauben,“ fuhr er fort und behielt, während er sprach, Corinna scharf beobachtend im Auge, „je größer das äußere Wohlleben ist, desto tiefer wird oft das innere Elend empfunden. Die erhöhte Bildung des Geistes, der von Jugend auf gewohnte Luxus raffinirt gewissermaßen auch die Empfindungsfähigkeit und der geistig verfeinerte Mensch verlangt nach mehr, als Gesellschaften und Amusements ihm bieten können, um sich glücklich zu fühlen.“

Er hielt inne und Corinna, deren Aufmerksamkeit

durch seine Worte geweckt worden war, fiel ein, als hätte sie bisher nur auf ihr Stichwort gewartet: „Ach ja, der täglich geschaute Glanz verliert bald allen Reiz; die Möglichkeit, sich täglich Vergnügungen zu schaffen, wird uns nur zu bald zur beunruhigenden Last. Wenn nichts Anderes unser Leben schmückt, als Neußerlichkeiten — dann ist's ein trauriges Leben und wir fühlen den Conflict zwischen äußerem Wohlleben und innerer Arm-jeligkeit nur um so tiefer. Was nützt die glänzendste Außenseite, wenn der innere Frieden fehlt? Wie elend ist doch all das bisschen Flitterkram, wie müde und übersättigt wenden wir uns bald von all dem nichtigen Treiben der Gesellschaft und suchen nach Besserem, Tieferem, Edlerem . . . in den uns Zunächststehenden . . . oder uns Nahetretenden . . . Und wenn wir das ‚nirgend's‘ finden“ — flüsterte sie ganz leise und erschauerte, verfiel darauf wieder in ihr früheres Sinnen und schwieg.

Da näherte sich Violet mit der ihr eigenen schüch-  
ternen Lieblichkeit Edgar und hing sich vertraulich an  
seinen Arm.

Corinna fuhr wie abermals erwachend auf, ergriff Beider Hände und sprach sichtlich bewegt: „Zieheth nur getrost in Eure Einsamkeit, mir ist's um Eure Zukunft, meine Lieben, nicht bange . . . All' Euer Leid hat sich in Freude gewandelt und Ihr nehmet den wahren Frieden und die Anwartschaft auf wahres Glück, das nur ‚in den Herzen‘ der Menschen wohnt, gewißlich mit Euch.“ —

Und Corinnas Voraussetzung erfüllte sich in der That in vollem Maße. Violet, welche vermeint, den ersten Schmerz in ihrem jungen Leben nie vergessen zu können, wurde jetzt erst wirkliche, weil auf sicherer Grundlage basirende Befriedigung am Dasein; und Morton, der einst vom Geschick so hart betroffene Mann, fand in dem sanften, hingebenden Wesen Violets vollständigen Ersatz für seinen einstigen herben Verlust.

Wie ein Trost für das eigene Leid erschien Corinna das Glück ihrer Freunde, wie eine Friedensstätte in dem Chaos ihrer Gedanken — das Gedenken an sie.

Durch des kleinen Edys Leiden, dessen Ende sich jetzt fast schon nach Tagen berechnen ließ, und durch

die lange Abwesenheit während des verflossenen Winters war die Familie Ahrenburg für den Sommer in der Heimat zurückgehalten worden.

Werner Scharfenhorst hatte in diesem Jahre gleichfalls keine Sommerreise gemacht und nach gewohnter Weise viel im Ahrenburg'schen Hause verkehrt; doch mit der täglich kälter werdenden Jahreszeit und mit den scheidenden Schwalben fühlte auch er sich von ‚seinem unruhigen Wandertriebe‘, wie er sagte, ergriffen.

Was ihn wieder forttrieb, war nicht allein die Vorliebe für fremde Länder und deren Erforschung, sondern, wie er es sich in seinem Innersten auch zugestand, war's ihm immer noch erträglicher, Corinna gar nicht zu sehen, als, sich verzehrend in den qualvollen Widerwärtigkeiten ihrer häuslichen Verhältnisse, täglich den Rücksichtslosigkeiten einer rohen Natur ausgesetzt. In ihrer Nähe bleiben und durch treue Freundschaft ihr schweres Dasein erhellen und erleichtern — das lag nicht in seinem Wesen; da er ihr nicht Alles hatte sein dürfen, wollte er lieber, fern von ihr, sie gänzlich zu vergessen suchen... Vielleicht kam auch noch

ein Anderes, sich selbst kaum Eingeständenes hinzu, was ihn zum Gehen veranlaßte.

Er fühlte es wohl, so gering auch der Unterschied war: Corinna war gegen ihn anders' geworden. Früher hatte sie sich im geistigen Verkehr mit ihm belebt — jetzt war's, als weilten ihre Gedanken, selbst wenn sie mit ihm sprach, in weiter Ferne, und als wäre sie auch innerlich ihm ferner gerückt denn bisher. Zwar machte er während des langen erneuten Beisammenseins keinen Versuch, die ihm früher gezeigte harmlose Vertraulichkeit sich wieder zu erringen; aber es schmerzte ihn ihr leicht verändertes Wesen, auch ihm gegenüber, nur desto tiefer — und so griff er denn abermals zum Wanderstabe, der ihn dieses Mal, voraussichtlich zu jahrelanger Abwesenheit, nach Indien geleiten sollte.

Corinna sah dem Scheiden des Jugendfreundes mit Bedauern entgegen, denn seine Besuche waren ihr, trotz aller innern Verzweiflung, doch immer willkommen und tröstlich gewesen...

Der Schnee wirbelte gegen die Scheiben, zerfiel zu tausend Sternchen und fiel lautlos zur Erde nieder.

Im Kamin knisterte das Feuer und warf seinen röthlichen Schein auf die junge Frau, die bleich und regungslos in einem Lehnstuhle ihres vereinsamten Salons lag. Der Glanz ihrer Augen war erloschen und die Schmerzenslinien um den Mund, die von tiefen anhaltenden Leiden und schlaflos durchwachten Nächten zeugten, hatten sich, selbst einem fremden Auge sichtbar, vertieft. Trotz der Nähe des Feuers fror sie und schauernd hüllte sie sich fester in ihren Shawl; trostlos starrten ihre Blicke in's Leere.

Sie war allein — wozu die Selbstbeherrschung, zu der sie sich sonst in anderer Gegenwart zwang?

„So ist eine Blüte nach der andern vom Baume meines Lebens gefallen,“ sprach sie leise vor sich hin, „und sie, die schönste, die wonneberauschendste von allen, hat am meisten gelogen, am wenigsten erfüllt, was sie versprach . . . Egon, Egon!“ stöhnte sie, die abgekehrten Hände vor die thränenlosen Augen schlagend. „Nein, nein, es kann nicht sein, daß Du falsch und schlecht bist!“

Sie zog einen schon oft gelesenen Brief hervor und las und las, bis sich ihr fast, wie bei jedes

maligem Lesen dieses unseligen Blattes, die Sinne verwirrten und sie abermals in Lethargie versank.

„Ich kann's nicht glauben,“ hob sie nach einiger Zeit wieder an, „daß er das wirklich schrieb — er! so gut; er, dessen weiches liebevolles Herz sogar mit dem Vögelchen, das sich in sein Zimmer verirrt, Mitleid hatte, der es speiste und tränkte und es sorgfältig an die Stelle setzte, wo die Alten den verflo- genen Liebling am ehesten wieder finden konnten — er sollte das Weib seiner Liebe so schänd- lich aufgegeben haben? Und die Erkenntniß, daß wir doch nicht für einander gepaßt, daß eine Verbindung zwischen uns, selbst wenn ich frei wäre, nur Unglück und Unsegen hervorrufen könnte — sollte ihn plötzlich überkommen haben? Wie ist das nur denkbar? . . . Und noch mehr als das! Erlaubt sich der Schreiber dieses Briefes doch sogar Anspielungen, als hätte meine ‚Coquetterie‘ unser damaliges Zueinanderstehen veranlaßt — oh, es ist zum Wahnsinnigwerden! Diese Schmach auch noch zu all dem Andern! . . . Schon manches Mal in meinem Leben habe ich vermeint, einen ‚nagenden‘

Schmerz zu empfinden — doch was das eigentlich besagen will, habe ich erst jetzt begriffen; es gibt keinen so nagenden, peinigenden Gram, als wenn wir an dem Charakter des über Alles Geliebten verzweifeln zu müssen glauben . . .

„Und hat Adalbert mir das Opfer meiner Rückkehr gedankt? Was mir die furchtbarsten Kämpfe kostet, betrachtet er als selbstverständliche Pflicht, gegen die jedes Auflehnen Verbrechen ist . . . Mein stiller Gram ist ihm ein Gräuel. Die Abnahme meiner Kräfte, mein Hinwelken will er nicht beachten, weil's ihm lästig ist, weil er sonst Rücksichten nehmen müßte, die ihm nicht passen. Ich soll in Gesellschaft gehen, Diners und Soupés geben — weil er sich langweilt . . . Und Edy, mein süßes Kind, dem Sterben nahe . . . Es ist, als quälte mein Kummer instinctiv ihn mit, als hätte auch ihn seit einiger Zeit eine verzehrende Unruhe erfaßt!“

Sie wurde noch bleicher und starrte dann auf's Neue voll Abscheu, Unglauben und Verzweiflung den verhängnißvollen Brief an. „Ich kann die Schlichtig-

keit des Menschen nicht fassen," sprach sie tonlos vor sich hin, „der mir der Beste auf der Welt zu sein schien. Nein, nein! er, so gut, so groß und edel — er kann diesen erbärmlichen Wisch nicht geschrieben haben!... Und doch — die Buchstaben, welche er mir als sicheres Zeichen, daß der Brief von ihm komme, damals nannte und die nur er und ich wissen konnten, stehen hier und verbürgen mir mit schrecklicher Glaubwürdigkeit die Autentität des Schreibers... Und dennoch scheint mir diese Schrift auch wieder so fremd, so anders, als seine sonst so klaren, festen Schriftzüge... Doch schreibt er hier nicht von Veränderungen, die allenthalben in seinem Leben Platz gegriffen?... Kann vielleicht leichtsinniges, verwildertes Leben bis auf die Handschrift Einfluß ausüben?... Mir ist's immer beim Lesen dieser entsetzlichen, empörenden Worte, als steige ein Gifthauch aus ihnen auf und beraube mich der Möglichkeit, mit ruhiger Geistesstärke zu denken und zu prüfen.“

Wieder sah sie lange auf das in ihren Händen bebende Blatt. „Ha, was ist das?“ rief sie plötzlich

laut und sprang auf, um im nächsten Momente von Schwäche überwältigt zurückzusinken. Ihre Augen gewannen fieberhaften Glanz und über die blassen Wangen zog flammende Röthe. „Dieses M. ist anders, als er es sonst schrieb,“ flüsterten ihre vor jäh erwachender Freude zitternden Lippen. „Mein Gott, mein Vater im Himmel, wäre es möglich? . . . Ja, ja, wie Schuppen fällt's mir plötzlich von den Augen, auch das F. und G. sind anders!! Wie war ich bisher nur so blind? . . . So hat seine theure Hand doch keinen Antheil an diesem elenden Nachwerke — Gott sei gelobt! . . .

„Und doch, wenn ich's auch wieder recht bedenke — wie war's nur möglich, daß nicht einer von den Briefen, welche ich an ihn richtete — auch unter der Adresse der Frau von Möllen — an ihn gelangte? Denn wäre das geschehen, er hätte mir ehrliche, offene Antwort geben müssen! . . . Doch seit unserer Trennung nie weiter eine Zeile, außer diesem mich zu Tode martierenden Schreiben. Warum schrieb er denn sonst nie an mich — wenn er an diesem Briefe ‚unschuldig‘ ist? Sollte mir das doch von ihm gesagt sein, was hier

steht? Wäre es doch möglich, daß er falsch und schlecht ist? . . . Ha, wie die furchtbaren Zweifel wieder an mich herantrieben und mich mit ihren fürchterlichen Gespenster-Augen anglozen, sich mit Centnerlast mir auf die Brust legen und mir das Herz zusammenpressen, daß ich aufschreien möchte vor Angst und Verzweiflung! . . . Und nirgends ein Ausweg, nirgends ein Mittel, bis an sein Ohr zu gelangen . . . nur diese eine Antwort, an die ich nicht glauben kann, und sonst auf alle meine Fragen: Todesschweigen; und ich sehe keine Möglichkeit, die Wahrheit zu erfahren . . . Das ist eben das Entsetzliche, daß ich annehmen muß, es prallt Alles, was ich auch schreiben mag, wie an einem Felsen ab — denn mein Wort erreicht ihn nicht, oder wenn doch — dann will er's nicht hören! . . .

„Oh, wie furchtbar hüße ich die wenigen Stunden des Glücks! . . . Was von Sünde an diesem reinen, lauterem, wenn auch nicht schuldfreien Glücke haftete, das haben blutige Thränen abgewaschen, das hat der Jammer meines Herzens in bang verwachten Nächten, in zahllosen Stunden der Verzweiflung gesühnt, haben

die Wochen und Monate namenlosen Glends, in denen ich nicht wußte, warum ich am Abend zur Ruhe ging, noch warum ich am Morgen wieder aufstand — getilgt und ausgelöscht! . . . Ach, käme der Tod als mein Erlöser — auf ihn ist allein noch Verlaß! Ich kann nicht weiter leben, wenn ich an Egons Schlechtigkeit glauben muß . . . Wenn er log — was ist dann noch wahr? Wenn er so schnell vergaß — auf wessen Treue ist dann noch zu bauen?!”

Sie barg den Brief auf's Neue in ihren Gewande und starrte, dumpfer Traurigkeit dahingegeben, in die züngelnden, lodernden Kaminflammen.

Da wurde die schwere Sammet-Portière zur Seite geschoben und Werner Scharfenhorst, der sich soeben von Frau von Scheller in ihren Gemächern verabschiedet hatte, suchte jetzt Corinna auf, um auch ihr ein letztes Lebewohl zu sagen.

Sie richtete sich bei seinem Eintritte langsam auf, und als er ihr den Zweck seines heutigen Besuches mittheilte, sagte sie peinlich überrascht: „So haben

Sie Ihre Abreise noch mehr beschleunigt und wollen schon übermorgen in der Frühe fort?"

„Und was sollte ich länger hier?“ fragte er dagegen, und dicht an sie herantretend, setzte er trübe hinzu: „Zusehen, wie Sie sich in vergeblichem Kampfe aufreiben?“

Corinna preßte die Hand auf die Brust. „Und wenn Sie gehen, dann bin ich noch zehnmal einsamer als zuvor, wo mir durch Sie doch so viel geistige Anregung wurde.“

Er schaute sie prüfend an. Wie blaß, wie leidend waren ihre lieben Züge, wie gebrochen ihre ganze blühende Gestalt — sein Herz zog sich bei diesem Anblicke schmerzlich zusammen. Trotz seines aus freiem Entschlusse gefaßten Vorsazes ging ihm das Scheiden dennoch sehr nahe. Plötzliche Angst und Sorge erfaßte ihn um die noch immer unvergessene Geliebte seiner Jugend.

„Corinna . . . und wenn ich Ihnen nun mehr als nur geistige Anregung zu bieten hätte!“ rief er, einen Moment aufflammend, ihre Hand ergreifend und ihr

fassungslös und schmerzzerissen in die auch jetzt noch schönen, thränenfeuchten Augen schauend.

Sie antwortete nicht; fieberhaft flog ihr Athem; langsam wandte sie den Blick von ihm und löste ihre Hand sanft aus seiner.

„Na, ich wußte es, einmal mußte es so kommen!“ fuhr er auf . . . „und dennoch . . . Corinna — habe ich mein Glück auch für immer verspielt — — Deines über Alles! . . . Weißt Du irgendwo ein Paradies — wirf alle Fesseln von Dir . . . und der Himmel sei Dein!!“

„Werner! wie gut Sie sind, wie groß Sie denken“ . . . stammelten ihre erblaßten Lippen, und seine Hand einen Moment mit innigerem Drucke erfassend, flüsterte sie fast lautlos: „Ich bin noch tausendmal elender — als Sie glauben . . . Doch Eines noch, Werner, ehe Sie scheiden . . . Ein Zweifel brennt mir seit lange schon auf dem Herzen, ein Zweifel, den nur Sie mir lösen können! . . . Ich richtete diese Frage nicht an Sie, wenn Sie uns nicht verließen — doch jetzt will und muß ich endlich Gewißheit haben —“ sie brach plötzlich ab.

„Was ist's, Corinna, was Sie von mir zu wissen begehren?“ fragte er theilnahmsvoll.

„Ist Ihnen die Existenz einer . . . Ferdinande Schmideberger bekannt?“

Ihr Athem ging hörbar laut. Er schwieg.

„Ist es wahr, daß Sie ihr einst eine Unterstützung gaben, damit sie mir . . . nicht in den Weg träte?“

Er wandte den Kopf zur Seite und sagte nichts.

„Werner, ich verlange die Wahrheit zu hören . . . Ich bitte Sie darum . . . bei unserer Freundschaft!“

Sie sah, wie er mit sich kämpfte; doch er schwieg noch immer.

„Werner, wollen auch Sie mich täuschen? Soll denn Alles mich verrathen? . . . Werner, die Wahrheit! ich beschwöre Sie bei der . . . Liebe, die Sie einst für mich hatten —“

Dieses Wort zu dieser Stunde — er konnte ihrer Bitte nicht länger widerstehen. „Ja, Corinna, was jenes Mädchen Ihnen damals schrieb — ist Wahrheit . . . Ich weiß davon durch Jene selbst . . . Ich weiß auch durch ein Dankschreiben, — welches die Schmide-

berger mir für Sie übersandte, weil sie so sicherer zu sein glaubte, daß es in Ihre Hände gelangte und daß ich Ihnen aus Rücksicht vorenthielt, um Sie nicht zwecklos noch einmal an jene unselige Geschichte zu erinnern, — daß Sie durch Ihre edelmüthige Gabe wirklich eine verlorene Seele gerettet haben. — Das Mädchen hatte Glück mit ihrem Unternehmen in der Heimath, und nach Jahresfrist fand sie einen Mann, welcher es mit ihrer Vergangenheit nicht eben genau nahm, der ihr aber in ihrem Geschäfte vorwärts half und sie als sein ‚eheliches, rechtschaffen angetrautes‘ Weib — wie sie sich ausdrückt — auch recht gut behandelt. Corinna, wie großmüthig ist Ihr Herz, daß Sie jenes unglückliche Geschöpf zu jener Zeit nicht hilflos von sich stießen!“

„Ist ‚seine‘ Handlungsweise gegen mich dadurch weniger kränkend, gegen sie ‚weniger schlecht‘ gewesen?“ fragte sie mit einfacher, natürlicher Hoheit in Ton und Wesen.

„Corinna, Sie großes, edles Weib!“ rief er hin=gerissen.

„Still, still, mein Freund . . . es ist viel Fehlen und menschliche Schwäche auch an mir . . . Doch ich danke Ihnen, daß Sie mir die Wahrheit nicht länger vorenthielten —“

„Und ich beschwöre Ihnen die Glaubwürdigkeit meiner Worte, nicht nur bei dem Empfinden, welches ich einst für Sie hatte, sondern bei dem Gefühl, das noch immer . . . in meinem Herzen für Sie lebt . . . und das ich jetzt in fernen Welttheilen zu vergessen suchen muß . . . Doch nun — lebe wohl, Corinna! auf immerdar . . .“

Sie wollte etwas entgegnen, allein Thränen erstickten ihre Stimme; sie öffnete noch einmal die Lippen, brachte jedoch keinen Laut hervor.

Er beugte sich stumm auf ihre Hand, die er mit bisher nie gezeigter Innigkeit an seine Lippen zog; dann ging er gesenkten Hauptes — sie sollte das Raß in seinem Auge auch jetzt nicht sehen — er ging, wohl auf Nimmer-Wiederkehr. —

---

VI.

Wieder war sie allein und wieder galt's, neuer peinlicher und schmerzlicher Eindrücke Herr zu werden.

Fast gedankenbetäubt überhörte sie den lauten Schritt des sich hastig nähernden Gemahls und fuhr erschreckt zusammen, als er sie mit harter Stimme zur Gegenwart wachrief.

„Immer und immer wieder diesen nutzlosen Träumereien überlassen!“ grollte er. „Aber freilich, die Gnädige hat ja so viel Reminiscenzen zu feiern und kann die schönen Tage von Aranjuez' noch immer nicht vergessen. — Das lohnt sich auch der Mühe!“ setzte er mit unverkennbarem Spotte hinzu. „Aber über schlechten Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten, und leichtes Getändel gefällt den Weibern oft besser als die reelle Liebe eines soliden Mannes.“

Corinna fuhr auf. Was war das? War dieser ihr in die Seele schneidende Hohn Zufall, ein Schuß in's Blaue oder ein wohlberechneter Pfeil?

„Was sollen Deine Reden besagen? . . Was meinst Du damit?“ fragte sie scheinbar ruhig, doch innerlich bebend.

„Besagen? meinen? — nichts! Ich dachte nur, die gnädige Frau, die mit ihren Ideen immer im blauen Aether schwebt, thäte besser, sich um Küche und Keller zu kümmern, statt Alles den Dienstboten zu überlassen — besonders, da sie jetzt doch endlich zur Einsicht gekommen sein könnte: wohin ihre ‚hohen Anschauungen‘, zu denen meine ‚kleinliche Alltäglichkeit‘ niemals paßte, sie geführt haben,“ schloß er, höhnisch auflachend.

Corinna beachtete scheinbar seinen Spott nicht und fragte ruhig: „Und wo hätte ich meine Pflicht als Hausfrau versäumt?“

„Wo? Mein Gott!“ rief der Major entrüstet, „war das nicht noch gestern ein ganz miserabler Wildbraten, den ich hinunter würgen mußte? und war vorgestern nicht viel zu viel Cayenne-Pfeffer zur Moç-

Turtle-Suppe hinzugelegt? und in dem Genre geht's weiter: bald ist der Wein zu kalt, bald kommt er zu warm auf den Tisch — und da fragt die Frau noch: wo?"

„Und war Dir dieses Mal der Braten zu frisch, so war er Dir neulich zu piquant; und hatte die Suppe Dir jetzt zu viel Gewürz, so hatte sie ein andres Mal zu wenig, und will ich mit der Wirthin wechseln, weil sie nie Deinen Geschmack trifft, so befehlst Du, daß sie bleibt,“ entgegnete Corinna mit mühsam erzwungener Gelassenheit. „So geht es aber stets,“ fuhr sie erregter fort; „ich soll nach Deinen Anordnungen handeln, und wenn sie dann nicht den erwünschten Erfolg haben, so trifft mich, nach Deiner Ansicht, alle Schuld . . . Ich werde für Alles und Jedes verantwortlich gemacht bis auf Deinen schlechten Schlaf und Deine Appetitlosigkeit herab . . . und beklagen sich auch andere Leute über Deine Rücksichtslosigkeiten — so bin ich auch daran schuld; und selbst das Unglück bei der Whistpartie habe ich Dir gebracht —“

„Und das hast Du auch, und Du bist auch an

all Dem schuld!" rief der Major heftig dagegen. „Habe ich mich über Deine Launen, Deinen Eigensinn, Deine Zimperlichkeit geärgert, so stört mir das Schlaf und Appetit, und ich kann nun, selbst in schlechter Stimmung, nicht noch freundlich gegen Andere sein. Und sitze ich am Abend gemüthlich mit meinen Freunden beim Spielchen und mir kommt unglücklicher Weise Dein ewig lamentables Wesen in den Sinn und so manches sonst noch, worüber ich wohl Grund habe, mich zu ärgern, so vergeht mir alle Freude am Spiel und ich mache ein Versehen nach dem andern — da ist es denn ganz natürlich, daß mich das nicht noch freundlicher gegen Dich stimmen kann! Aber freilich, der Gemahl soll immer den Charmanten spielen, die Cour machen, vor der stolzen Schönen auf den Knien rutschen — das würde Dir gefallen!“

„Weiß Gott, das habe ich nie verlangt!“ rief Corinna zürnend, „im Gegentheil —“

„Natürlich im Gegentheil,“ höhnte der Major jetzt wieder, „das könnte vielleicht auch das Phantasie-Bild des Galants trüben . . . Für mich gibt's nichts als

verweinte Augen und ewiges Kranksein, mit dem es auch so weit her nicht ist, wie immer gemacht wird! Komme ich nach Hause und frage nach meiner Frau, dann heißt's von der gefälligen Frau Mama: „Ach, meine Tochter ist, leider Gottes, unwohl, das arme Kind!“ oder von der gut dressirten Jose: „die gnädige Frau sind krank und haben sich bereits zur Ruhe begeben.“ Aber das sage ich Dir, so geht's nicht länger fort; solches Hundeleben habe ich satt! Da muß auch dem geduldigsten Menschen endlich einmal die Geduld reißen!“

„Und kann ich etwa für meine Körperschwäche, für mein häufiges Unwohlsein? . . . Mache Gott dafür verantwortlich, daß er mich nicht stärker, nicht kräftiger schuf,“ entgegnete Corinna gereizt, daß ihr jetzt auch noch ihr leidender Zustand als Schuld angerechnet wurde.

„Gott möchte ich nun gerade nicht darüber zur Rechenenschaft ziehen —“ antwortete der Major in langsamer, gezogener Weise und mit überlegender Bosheit jedes Wort betonend, „aber einen Andern, einen

Taugenichts, den Gott verdammen möge! und der sich nur hüten mag, daß ich je wieder von ihm höre.“

Mit diesem christlichen Wunsche und der nachfolgenden Drohung verließ er dröhnenden Schrittes das Gemach und streifte im Vorübergehen eine herrliche antike Vase, welche Corinna aus Italien mitgebracht, vom Tische, daß das schöne Kunstwerk in tausend Scherben zerbrach. Ob es absichtlich oder zufällig geschah — war schwer zu entscheiden; suchte er nach einem Gegenstande, an dem er seinen Aerger auslassen konnte, ein Etwas, in dem er Corinna empfindlich mit traf, oder war es nur sein gewohntes rücksichtsloses Wesen, das auf nichts, als was ihn persönlich anging, Acht gab? wer mochte es wissen, vielleicht war er sich selbst darüber nicht klar.

Corinna fuhr bei seinen letzten Reden empor, als ringele sich ihr plötzlich eine Ratter entgegen. „Wie kommt er dazu, mir solche Anspielungen zu machen?“ fragte sie sich mit schmerzlichem Staunen. „Nur durch schmähhchen Verrath kann er Kenntniß von jenen Erlebnissen erlangt haben, welche er in seiner, mein

reinstes, heiligstes Empfinden verletzenden Weise auf-  
faßt . . . Welche Intriguen sind hier gesponnen worden  
und wer hat so schlecht, so hinterlistig an mir gehan-  
delt? Was that ich den Menschen, daß sie sich so  
heimtückisch und erbärmlich gegen mich benahmen . . .  
Und wer Alles weiß darum? Wer kennt sonst noch  
meine Schmach und lacht vielleicht heimlich und scha-  
denfroh über mich? . . . Und spottet auch er vielleicht  
über die leichtgläubige Thörin?!"

Sie sprang auf und fuhr sich mit beiden Händen  
an den Kopf. „Ich werde wahnsinnig über diese Ge-  
danken!“ rief sie fast laut und sank neben dem Fau-  
teuil auf ihre Kniee. „Gott, mein Gott, kann es  
solches Glend geben?!"

Wieder wurde es lautlos still . . . tief sank ihr  
Haupt auf die Brust herab. Mit verzehrendem Blick  
schaute sie endlich auf und schlang die Hände in ein-  
ander. „Ja, ich erkenne es jetzt,“ flüsterten ihre farb-  
losen Lippen, „daß ich schuldig bin . . . In diesen  
Momenten furchtbarer, übermenschlicher Qual erkenne  
ich: daß ich nie in der Liebe eines andern Mannes

Erjaß für meine trostlose Ehe hätte suchen oder finden dürfen . . . So lange ich gebunden war, hätte ich mich auch gebunden fühlen sollen und mein Herz verschließen müssen, bis alles Liebessehnen allmählig darin erstorben wäre . . . Oh, daß ich's jetzt herausreißen und in meinen Händen zerdrücken könnte, um nichts mehr zu fühlen! . . . Und schrieb er wirklich jenen Brief — ich müßte ja jeder Minute Seligkeit, in seiner Nähe verbracht, fluchen! Verhöhnt, geschmäht, aufgegeben nach kurzen Wochen, und von dem, der mich bis an mein Lebensende lieben und ehren gewollt . . . Und nicht die verlorene Liebe ist's allein, die ich beweine — es ist auch die Täuschung, es ist, daß der, der mir so ‚groß‘ erschien, so ‚klein und erbärmlich‘ sein konnte!“

Wieder starrte sie in den Brief. „Und hat auch sein Sinn sich gewandelt — warum dieser achtungslose Ton? . . . War mein ganzes Verbrechen doch nur: daß ich ihn so unsäglich, so über alle Beschreibung lieb gehabt! . . . Wohl ist es wahr, daß, wo des Mannes Liebe denkt und sinnt und wieder überdenkt, das Weib nur einfach liebt und wieder liebt! — Und

wenn sein Gefühl für mich in Wahrheit schwand, was ist dann noch beständig? Wenn dieses tiefe, innige, reine Empfinden verging — was währt dann länger als einen Tag? . . . All mein Denken und Wissen ist verdreht und doch bin ich nicht von Sinnen — ich begreif's nur nicht, wie ich weiter leben soll ohne den Glauben an ihn und ohne Alles das, was das Leben mir erst lebenswerth gemacht und das mit dem verlorenen Glauben an ihn versank! Musik und Poesie, Kunst und Natur — in alles legte ich den Gedanken an ihn; seine Liebe sah ich in Allem! seine Liebe machte die Welt mir schön, machte die Kunst mir groß; seine Liebe war mein Maßstab, seine Liebe und der Glauben an ihn mein Lebensnerv!“

Alle Qual war momentan vergessen; verklärt schaute sie drein. „Und wenn ich bedenke,“ hob sie traurig wieder an, „wie ich jede Minute des Glücks durch Stunden des tiefsten Glends gefühnt, wie ich gebüßt und meine Seele von der Schuld des Irrsins durch zahllose Thränen reingewaschen — dann scheint es mir, als müßte das Schicksal doch endlich versöhnt

sein . . . Und wenn ich weiter bedenke, wie glücklich ich unter anderen Verhältnissen sein könnte und auch glücklich machen, und bin doch vielleicht mein ganzes Leben hindurch zum tiefsten Elende verurtheilt — dann könnte ich dieses ewig entsagungsvolle Dasein verwünschen! Es ist nicht Anmaßung, wenn ich vom Glücklichen spreche, denn ich bin mir voll bewußt, daß der Mann, den ich mit ganzer Seele lieben dürfte, glücklich sein würde — nicht nur um der Größe meines Gefühls willen, sondern auch, weil der, dem ich mein ganzes Herz zu eigen gäbe, die Eigenschaften besäße, welche im Verein mit den meinigen für beide Theile die höchste Seligkeit erzeugen müßten! . . . Diese Glückphantasie erscheint unter den obwaltenden Umständen freilich wie Irrsinn. Es ist, als ob Einer, der seinen Hunger kümmerlich mit einer Brodrinde stillt, in seinen bethörten Sinnen an köstlich besetzter Tafel schwelgt; es ist, als ob ein fast Tauber herrliche, wunderliebliche Melodien in weiter Ferne zu vernehmen glaubt; es ist, als ob Einem, der im trockenen, heißen Wüstenlande dahinzieht, die Pracht einer durststillenden, schatten-

spendenden Dase vorstchwebt; es ist auch, als ob der Bettler von königlichem Purpur träumt — oder auch, als ob ein armes zerrissenes Menschenherz, trotz all' seines Glends, den beseligenden Glauben an Glück und Liebe nicht lassen kann . . .

„Und diese furchtbare Wirklichkeit dagegen! Nicht einmal die Nächte kann ich schlafen, und in vergeblichem Sehnen verzehrt sich mein Leib. Die Gedanken trinken mein Herzblut und werden doch nimmer satt! — Täuschung, Lug und Trug ist mir die ganze Welt, — nur mein Kind ist mir geblieben, nur meines Kindes Liebe ist mir gewiß! Ich will zu ihm . . .“

Sie raffte sich auf und wollte wie so oft, so auch jetzt bei ihrem Kinde Linderung für die sie verzehrenden Gedanken und Schmerzen suchen.

Mit müdem, unsicherem Schritt begab sie sich in das Zimmer ihres Söhnchens, um aus seinen Augen, die sich stets mit unverminderter Liebe der milden Mutter zuwandten, Trost zu schöpfen und ihr gequältes Herz in seinen kindlichen Liebkosungen ausruhen zu lassen von allen Kämpfen. Blieb seine Liebe ihr doch fraglos

treu; drängte sich zwischen sie und ihn doch kein Mißverständnis, kein Erhalten!

Nach Trost lechzend, wie ein Verschmachtender nach einem Trunk Wasser, trat sie an das Bett des Kleinen.

Doch wie erschrak sie bei dem Anblick ihres Lieblings. Wie verändert sah das Kind nach der kurzen Zeit, in der sie es nicht gesehen, aus! Die leidenden abgezehrten Züge bedeckte Todtenblässe; um die eingesunkenen Augen zogen sich schwarze Ringe, und wachsbleich und kalt, wie bereits vom Tode berührt, lag das kleine Händchen auf der blaußeidenen Decke.

Den eigenen Athem zurückhaltend, beugte Corinna sich über ihr Kind — doch sie hörte keinen Laut.

„Mein Gott, sollte er dahingegangen sein, während ich fern von ihm weilte? hinüber geschlummert aus dem irdischen Schlaf in den ewigen?“ fragte sie sich angstvoll.

Noch näher, noch tiefer über den Kleinen gebeugt, horchte sie mit herzbeklemmender Angst, dann athmete sie erleichtert auf. „Dem Himmel sei Dank! noch schlägt sein kleines Herz, noch pulst das warme Blut

in seinen Adern . . . und jetzt öffnet er auch die süßen, müden Augenlein und flüstert' — „Was sagst Du, mein Liebling . . ., ich kann Dich ja nicht verstehen . . . ist das kleine Mündchen so faul . . . will's gar nicht weiter aufgehen und lauter reden?“

Ein Schatten von Lächeln zog über des kranken Kindes blaßes Gesicht. „Mama, Du einzige Mama,“ brachte es jetzt mit sichtlicher Anstrengung etwas lauter hervor, „gut, daß Du da bist . . . Nicht wahr, Du gehst nicht fort? Aber auch niemals von Deinem Eddy fort? Versprich es mir, Mama.“

„Kind, Kind, wie kannst Du nur so fragen! Wie kommst Du übrigens auf diese sonderbare Idee?“

„Ich glaubte es ja auch gleich nicht,“ beschwichtigte er ihre vorwurfsvolle Frage und fuhr dann, sich fieberhaft belebt aufrichtend, fort: „Aber Papa sagte: Du gingest vielleicht eines Tages davon . . . fort von ihm und mir . . . aber ich weiß, das ist gar nicht wahr, er hat nur Spaß gemacht, um mich zu necken . . . und dann sagte er auch, ich soll Dich gar nicht so schrecklich lieb haben . . . aber ich thue es doch!“ setzte

er mit einem schwachen Versuch, schelmisch auszu sehen, hinzu und schlang seine Arme um der Mutter Hals. „Und dann meinte Papa auch“ — und die Stimme sank schon wieder zum lautlosen Geflüster herab — „er liebe mich viel besser . . . als Du . . . Aber das ist nicht wahr . . . Mama liebt ihren Eddy viel mehr — als . . .“

Die kurze Aufwallung war schnell vorüber und machte einer um so größeren Erschöpfung Platz.

Corinna kniete vor dem Bettchen nieder; heiße Thränen entstürzten ihren Augen. „So hat er mir auch mein Letztes, die vertrauensvolle Liebe meines Kindes zu rauben gesucht — zu viel, zu viel!“ rief's in ihr.

„Mama . . . weine nicht“ . . . hob Eddy wieder in jenem leisen Flüsterton an, der schon nicht mehr dieser Welt angehört, und bemühte sich mit seinem schmalen Händchen unter Aufbietung der letzten ihm zu Gebote stehenden Kraft, ihr die langsam von den bleichen Wangen herabrinneuden Thränen zu trocknen. „Weine nicht, mir thut ja nichts mehr weh . . . Eddy ist ja

glücklich . . . die Engelein . . . weißt Du, die . . . von denen Du mir so oft erzählt hast . . . sie kommen . . . mit mir zu spielen . . . — siehst Du, wie schön sie sind? . . . Hörst Du, wie sie mit den weißen Flügeln — Mama, süße . . . einzige Mama . . . komm . . . Du auch — . . . bald — —“

Ein leichter Seufzer hob seine Brust; ein Zucken ging durch den kleinen Körper — er streckte sich lang aus; die Augen schlossen sich bis auf einen schmalen Streifen — und der kleine Edy war heimgegangen zu den Engelein, um mit ihnen zu spielen, heimgegangen in eine bessere Welt, wo es keine Krankheit und keinen Tod mehr gibt.

Ein noch unentfaltetes, weißes Blatt hatte sich wieder einmal aus der Riesenblüte „Menschheit“ gelöst und war, scheinbar zur Erde niederflatternd, aufwärtsstrebend, seiner Vollendung entgegen gegangen. —

---

VII.

Corinna verließ fast die Besinnung; sie sank fassungslös auf den weichen Teppichen am Bettchen ihres todtten Lieblings hin.

Wie lange sie so gelegen, sie wußte es selbst nicht! sie erinnerte sich später nur, daß ihr plötzlich die harte Stimme des Majors, wie die Posaune des jüngsten Gerichts in's Ohr getönt, so daß sie erschreckt aufsprang und sich an das Bett des Kleinen klammernd, auf ihre Kniee aufrichtete.

„Wie sieht Eduard aus?“ fragte Ahrenburg verwundert.

Corinna schwieg und rührte sich nicht.

„Mach' mir Platz!“ herrschte er sie ungeduldig an.

„Edy ist todt“ — sprach die arme Mutter, die ihr Einziges, ihr Letztes dahingeben mußte, mit ton-

loser Stimme, während ein Thränenstrom aus ihren Augen stürzte.

Auch der Major war im ersten Moment heftig erschüttert. Hatte er das Kind auch nicht tief und innig geliebt, weil ihm solches Gefühl überhaupt abging, und weil das kränkliche, überzarte Kind zu wenig seiner Eitelkeit schmeichelte, so starb ihm in demselben doch immer der Erbe seines Namens, so war es trotz jener Mängel doch immer ein Theil von ihm selbst.

Wie alle selbstüchtigen Naturen ertrug er jedoch den Schmerz, den ihm der Verlust bereitete, nicht ruhig, sondern suchte ihm nach außen hin Luft zu verschaffen, und wie er sich sonst daran gewöhnt hatte, Corinna für alles Ungemach verantwortlich zu machen, so fand er auch jetzt Veranlassung, seine ihn quälende Stimmung an ihr auszulassen. Nicht aus unnatürlicher Grausamkeit, sondern einfach aus Selbstsucht, weil ihr Schmerz und Weinen sein schmerzliches Empfinden verschärfte, rief er ihr rücksichtslos zu: „Die Thränen hättest Du Dir sparen können, wenn Du zur rechten Zeit auf mich gehört und Eduard nach meinen An-

gaben behandelt hättest. Da hast Du es aber ver-  
säumt! . . . Ich hab's ja immer gesagt: es ist ein  
Unsinn mit den warmen Bädern, stärkenden Ein-  
reibungen und all dem Krimskrams" — dabei wischte  
er sich ein paar Thränen, die ihm in den Bart ran-  
nen, seufzend fort.

„Ich that, was der Doctor verlangte,“ entgegnete  
Corinna einfach.

„Der Doctor spricht Dir ja immer nach dem Munde;  
der thut ja alles, was Du willst — das kennt man  
schon! . . . Ich glaub's auch gar nicht, daß ein Mensch  
nur so an Schwäche dahinsterben kann . . . Eduard  
hat innere Geschwüre gehabt; die sind nun aufge-  
gangen und darum ist er gestorben.“

„Der Geheimrath mußte das doch besser wissen  
und der hat seinen Zustand anders beurtheilt — aber  
lassen wir das Alles jetzt, wo jede Erörterung völlig  
nutzlos ist,“ bat sie in sanftem Tone.

„So, besser wissen? Ja, Ihr wißt immer Alles  
besser! Das wollen wir doch einmal sehen.“ Er hielt  
inne und trocknete sich die Augen, dann fuhr er erregt

fort: „Der superkluge Geheimrath soll mir das nur einmal untersuchen; dann wird es sich schon zeigen, wer recht gehabt, und woran der arme Eduard gestorben ist.“

„Untersuchen? zeigen?“ wiederholte Corinna, als hätte sie nicht recht gehört, und erhob sich von ihren Knieen. „Wie soll ich das verstehen? . . . Was willst Du damit sagen?“

„Ich will damit sagen,“ entgegnete der Major kurz und bestimmt, „daß ich wissen will, woran mein Kind gestorben ist, und daß der Geheimrath mir zu dem Zwecke Eduard . . . seciren soll.“

Einer verwundeten Löwin gleich fuhr Corinna auf und breitete ihre Arme wie schützend über die kleine Leiche, als befürchte sie schon jetzt irgend welche Gewaltthätigkeit.

Der Major, durch diese stumme Opposition gereizt, trat näher heran und versuchte sie am Arme fortzuziehen, indem er ihr unsanft zurief: „Geh' jetzt und überlaß alles Weitere mir!“

„Nein!“ rief sie verzweifelt, „es soll kein Secirmesser meines Lieblings Glieder zersetzen!“

„Und ich sage Dir: es soll geschehen! . . . Du thörichtes Weib, dem Kinde geschieht ja nichts damit, und mich beruhigt's und der Wissenschaft nützt's . . . Sei vernünftig und geh! Ich will es!“

Von Schmerz und Angst verwirrt, als drohe ihrem noch lebenden Kinde irgend welche Gefahr, stellte sich Corinna vor das Bettchen des Kleinen und streckte abwehrend dem Major die Hände entgegen, indem sie angstvoll und zugleich drohend rief: „Komm ihm nicht nahe; ich dulde es nicht!“

„Was?“ schrie Ahrenburg dagegen, „du willst mir verbieten, mein Kind zu berühren? . . . Geh' mir aus dem Wege, sage ich Dir!“

„Nein!“ rief Corinna noch bestimmter, „Du hast nichts Gutes mit ihm im Sinne — ich gehe nicht!“ und abwehrend erhob sie noch einmal die abgekehrte Rechte gegen den abermals näher herandrängenden Major.

Da ergriff dieser, halb sinnlos vor Wuth, die ihm entgegen gestreckte Hand und schlug sie mit seiner

eigenen derben Faust mehre Mal, so daß rothe Streifen über die blassen Finger hinzuckten.

„Ich werde Dich lehren, die Hand gegen Deinen Mann zu erheben!“ schrie er, kirschroth im Gesicht, und auf's Neue fiel ein Schlag.

Sie entriß ihm mit plötzlich sie überkommender Kraft ihre Hand und wurde bleich wie das todte Kind in seinen weißen Kissen daneben; ihre Augen erschienen unnatürlich groß und glänzend und ihr Mund verzog sich zu tiefster Verachtung. „Glender Wurm!“ stieß sie mühsam hervor — dann brach sie besinnungslos zusammen.

„Um Gottes Barmherzigkeit, was geht hier vor?“ rief von der Thür her die entsetzte Stimme der Frau von Scheller.

Sie wußte noch nichts vom Tode des Kleinen, hörte beim Passiren des Corridors zu ihrer Verwunderung die lauten Stimmen im Zimmer des kranken Kindes und trat gerade zum Schluß jener entsetzlichen Scene ein. Mit schnellem Blick übersah sie die Situation, gewahrte den kleinen Großsohn todt in

seinem Bettchen, Corinna wie leblos am Boden liegen, und das eben Gehörte, mit Ahrenburg's ihr nur zu bekanntem Charakter in Zusammenhang bringend, wandte sie sich in ernster, zürnender Weise an den Major.

„Wir sprechen uns noch, mein Herr Schwiegersohn! — für jetzt bitte ich jedoch, dieses Zimmer mir allein zu überlassen,“ sagte sie in einem Ton, der auf den sich schuldbewußt fühlenden Mann eine momentane Wirkung nicht verfehlte. Sein sicheres Selbstbewußtsein verließ ihn für den Augenblick; er zog sich schweigend zurück.

Mit Hilfe der herbeigerufenen Dienerinnen wurde Corinna, die noch immer bewußtlos dalag, zu Bette gebracht.

Frau von Scheller ließ im Sterbezimmer die Vorhänge herab und schloß die Thür, deren Schlüssel sie zu sich steckte. Einzelne Worte des Streites waren bis zu ihr gedrungen, sie combinirte sich den Rest dazu und traf ihre Maßregeln. Dann wandte sie ihre ganze Sorge ihrer ohnmächtigen Tochter zu.

Nach vieler Mühe gelang es endlich, die furchtbar erschütterte junge Frau wieder zum Bewußtsein zu erwecken.

Ihre erste Frage galt ihrem todten Kinde. Die Mutter zeigte ihr statt aller Antwort den Schlüssel, und beruhigt wollte Corinna eben wieder ihr müdes Haupt in die Kissen zurücksinken lassen, als die Thür geräuschvoll geöffnet wurde und Ahrenburg, näher tretend, den Schlüssel zu des kleinen Verstorbenen Zimmer verlangte.

Corinna kreischte laut auf.

Frau von Scheller trat ihrem Schwiegersohn mit der ihr eigenen Würde entgegen und sagte in ihrer ruhigen Weise: „Ich glaube, es dürfte wohl vor allem Andern am Platze sein, meiner Tochter ein entschuldigendes Wort Ihres unverzeihlichen Betragens wegen zu sagen.“

„Das fällt mir gar nicht ein!“ entgegnete schroff der Major, der sich ärgerte, daß er vorhin das Feld so schnell und gehorsam geräumt.

„Nicht?“ fragte Frau von Scheller verwundert. „Und glauben Sie denn, daß eine Frau, die nur einigermaßen Achtung vor sich selbst hat, noch länger

mit einem Manne zusammenleben kann, der — nach vielem Andern, was er sie erdulden ließ und was ich jetzt nicht erörtern will — die Rohheit seines Herzens so wenig zu zügeln versteht, daß er sich sogar ‚handgreiflich‘ an seinem Weibe vergeht?“

„Das mag sie halten, wie sie will!“ entgegnete er rauh. „Eine Frau, welche die Hand gegen ihren Mann erhebt, verdient nichts Anderes! und wenn sie mir nächstens wieder solche Veranlassung gibt, kann ihr das bei nächster Gelegenheit wieder passieren.“

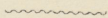
„So hört jede Gemeinschaft zwischen uns auf!“ rief Corinna außer sich und richtete sich hoch in ihrem Bette auf. „Ich habe viel in meinem Leben geduldig von Dir hingenommen und ertragen und habe gegen Niemand darüber geredet — aber solch schmachvolle, abscheuliche Behandlung, wie diese, die Du nicht einmal durch die Heftigkeit Deines Temperaments zu entschuldigen suchst, sondern sie nachher mit ruhigem Blute bestätigst — ja, sie mir sogar für die Zukunft auf's Neue androhst . . . zeugt von einer Gemeinheit der Gesinnung — die uns für immer trennt! Der letzte Rest

gegenseitiger Achtung ist geschwunden — das Fortbestehen der Ehe ist für mich zur Unmöglichkeit geworden! „Alles weltliche Recht hat eine Grenze, das Menschenrecht steht höher!“ . . . Mutter, Mutter, Sorge, daß ich von diesen schmachvollen Banden befreit werde.“

Mit lautem, gellendem Aufschrei sank sie auf's Neue besinnungslos in ihre Kissen zurück.

„Das alte Manoeuvre!“ lachte höhnisch der Major; doch mischte sich in die zur Schau getragene Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit innerlich ein gewisses Unbehagen, das er trotz seines starken Glaubens an die eigene Unfehlbarkeit nicht loswerden konnte. Dennoch erschien er sich selbst als der Geränkte, Beleidigte, und es war zweifelsohne in jedem Falle an ihr, wieder zur Vernunft zu kommen und ihr Unrecht einzusehen.

„Ich hab's so böß, wie sie es nimmt, nicht gemeint . . . und warum reizt sie mich immer,“ sprach er, sich selbst entschuldigend, bei sich und ging und warf die Thür krachend hinter sich in's Schloß. —



VIII.

Corinnas Bewußtsein kehrte nicht mehr wieder und der herbeigerufene Arzt fand sie in heftigstem Fieber, das sich schon in der Nacht zum Nervenfieber entwickelte und die trostlose, am Bette der Tochter wachende Mutter das Schlimmste befürchten ließ.

Wie erbebte ihr Herz bei dem Erkennen der Qual, welche die Tochter, in sich verschlossen, bisher allein getragen hatte und die sich jetzt in ihren wilden, krankhaften Phantasien deutlich genug aussprach.

Der tiefste Widerwille und Abscheu wechselten mit der Angst um ihr Kind, das sie lebend mit blutigen, zersehten Gliedern vor sich sah. Dann schrie sie laut auf und rief nach einer Ferdinande Schmideberger, welche den Major zurückhalten solle, damit er ihr Kind nicht noch mehr martere. Doch Ferdinande kam nicht,

sondern eine schlanke Männergestalt; der nahm ihren Knaben und trug ihn leicht und sicher auf seiner Schulter einen steilen Berg hinab. Doch plötzlich schrie sie wieder auf — man hatte ihr das Kind vertauscht; jenes dort hatte schwarzelocktes Haar und ihr süßer Knabe war ja blond wie die Engel im Himmel... Und dann klagte sie über verrathene Liebe, jammerte über Intriguen und Falschheit, die sie umspinnen hielten und die ihr die Brust zusammenschürzten, daß sie daran ersticken müsse. Sie rief nach Hilfe — da drang der Major mit blankem Secirmesser auf sie ein und wollte auch sie zerschneiden und zerlegen, wie er es bereits mit ihrem Kinde gethan... Kreischend wollte sie jetzt aus dem Bette springen, daß die Wärterinnen Mühe hatten, sie davon zurückzuhalten.

Tage und Nächte tobte das Fieber in steigender Heftigkeit fort, bis es endlich seinen Höhepunkt erreichte. Frau von Scheller hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben; doch schien der Himmel diese Seele noch nicht zu begehren; denn Gott erhörte das heiße Flehen des kummergebeugten Mutterherzens; die Krisis kam und Ruhe,

gefolgt von todtähnlichem Schlafe, trat ein. Doch als sie endlich wieder zum Bewußtsein erwachte, versank sie, vollständig entkräftet, in gänzliche Apathie, in der sie tagelang fast unbeweglich liegen blieb.

Der Arzt, ein langjähriger Freund des Hauses, schüttelte bedenklich sein weißes Haupt und äußerte besorgt gegen Frau von Scheller: „Wenn es uns auch jetzt gelingt, das theure Leben zu erhalten, so bedürfte es doch noch langer Zeit der vollständigen Ruhe für Geist und Körper, um das stark afficirte Nervensystem wieder in das richtige Gleichgewicht zu bringen und dem Körper und der Seele die einstige Gesundheit wieder zu geben. Dieser Krankheit liegt mehr als nur physisches Leiden zu Grunde. Ich vermißte schon seit einiger Zeit die Frische und Elasticität des Geistes, die Ihrer Frau Tochter sonst eigen zu sein pflegten. Es müssen heftige Gemüths-Erschütterungen dem Ausbruch dieses Fiebers vorausgegangen sein, das sich wahrscheinlich nie entwickelt hätte, wenn nicht irgend ein gewaltfamer Affekt auf die ohnehin erregten Nerven übermäßig anspannend gewirkt . . . Ich halte es

für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß während der Genesung und auch künftighin für die erforderliche Ruhe in entsprechender Weise Sorge getragen werden muß.“

„Ach, lieber Geheimrath, Ihr Ausspruch stimmt mit meiner Ueberzeugung vollständig überein . . . Ich habe bereits Schritte gethan, um der armen Dulderin in Zukunft Frieden zu schaffen . . . Ich will ja Alles thun, was sie noch in ihren letzten bewußten Momenten vor dem Ausbruch dieser schrecklichen Krankheit von mir begehrte — wenn mir mein Kind nur erhalten bleibt!“ versicherte unter Schluchzen die trostlose Mutter.

„Hoffen wir das Beste,“ entgegnete der Geheimrath und drückte der alten Dame theilnehmend und tröstend die Hand.

Endlich wich die schlafähnliche Apathie, welche den wilden Fieberphantasien und der vollständigen Bewußtlosigkeit gefolgt war — Corinna erwachte zu neuem Leben, doch eine Mattigkeit hatte von ihrem ganzen Körper Besitz genommen, daß sie keinen Finger bewegen

mochte. Sie lebte zwar, aber das Leben in ihr war nur noch ein schwaches Flämmchen, jeden Augenblick bereit wieder zu verlöschen.

Schließlich siegte denn doch die Jugendkraft und das zähe geistige Leben, das, erst wieder einmal zur Herrschaft gelangt, den Körper allmählig erstarren ließ und aufrecht erhielt und ihn seine Spannkraft endlich wieder finden ließ. —

Monate waren vergangen; der Frühling klopfte bereits an's Fenster, als Corinna zum ersten Mal das Bett verlassen konnte.

In weiße Gewänder und rothseidene Decken gehüllt, saß sie im Lehnstuhl und begrüßte den ersten Sonnenstrahl, der wieder über sie hinspielte, wie eine vom Tode Erstandene.

Frau von Scheller hatte in einer Fensternische, mit einer leichten Handarbeit beschäftigt, in der Nähe Corinna's Platz genommen und bemerkte, zufällig aufblickend, wie ihre Tochter, die bisher in schmerzliches Hindämmern versunken gewesen, jetzt bei jedem Geräusch nahender Schritte, das im Corridor laut wurde,

in sich zusammenschauerte. Die Gedanken errathend, denen Corinna's Schwäche noch nicht Worte zu verleihen vermochte, sagte sie mit kaum merklich erhobener Stimme um die Reconbalescentin nicht aufzuregen und ihr doch auch die Beruhigung, deren sie vor Allem bedurfte, nicht länger vorzuenthalten: „Sorge Dich nicht länger, mein theures Kind, ich habe bereits das Erforderliche mit unserm Rechtsanwalt besprochen, um Dir Deine Freiheit wiederzugeben . . . Ahrenburg hat dieses Haus verlassen und bleibt ihm fern, so lange wir noch hier weilen müssen . . . Er ist zu einem seiner Bekannten auf's Land gefahren und läßt seinen Aerger an allem um diese Zeit nur irgend jagbarem Wilde aus.“

Corinna schwieg lange, als würde es ihr schwer, das Vernommene auch geistig in seinem ganzen Umfange zu fassen. Endlich flüsterte sie kaum hörbar: „Er willigt also in die Scheidung?“

„Ja, mein Kind. Anfangs machte er zwar einige Schwierigkeiten, doch als er meine unabänderliche Festigkeit sah und ich ihm außerdem versicherte, daß wir in

keiner Beziehung irgend welche Ansprüche an ihn erheben — da wurde seine Stimmung nachgiebig; er spielte nun den Barten, der sich mit Gewalt nicht aufdrängen wolle, murmelte dann etwas von der tiefen Kränkung, die ihm widerfahren und meinte darauf in seiner gewöhnlichen großthuerischen Weise: „So lange sie die Wittwentracht und klösterliche Einsamkeit meiner Gesellschaft vorzieht, so lange will ich ihrem verdrehten Geschmack nicht hinderlich sein“, — dann brummte er noch etwas in den Bart, was wie eine Drohung klang, worauf ich jedoch nicht sonderlich achtete und worüber ich innerlich nur lachen konnte . . . — Doch, regen meine Mittheilungen Dich nicht allzu sehr auf?“ fragte Frau von Scheller, sich unterbrechend und sich ihrer Tochter nähernd.

Diese schüttelte nur leise verneinend das Haupt, als koste ihr selbst diese geringe Bewegung Mühe, und die alte Dame fuhr in ihrem Berichte fort: „Schließlich beruhigte er seine eigene Erregtheit mit dem schönen Troste: „daß es ja, Gott sei Dank, noch mehr Weiber in der Welt gäbe und daß nicht alle so

anspruchsvoll und stolz seien, wie Du', mein armes Kind . . . Doch gleichviel, was er auch schwätzen möchte, die Hauptsache ist: daß er seine Einwilligung zur Scheidung nicht verweigerte . . . Sein letztes unwürdiges Auftreten hat Dir nicht nur in Deinem Herzen, sondern auch in anderer Leute Beurtheilung das Recht gegeben, dieses Dich so grenzenlos marternde Band zu zerreißen . . . und so bist Du frei!"

Corinna lag lange mit geschlossenen Augen und hinten übergebeugtem Haupte da, ohne sich zu regen.

Frau von Scheller fürchtete eine schädliche Wirkung dieser aufregenden Nachricht und fügte in beruhigendem Tone hinzu: „Sobald Dein Zustand es erlaubt, ziehen wir hinaus auf mein Landgut; dort in Gottes freier Natur und in der Ruhe und Stille des Landlebens wirst Du den zerstörten Frieden Deiner Seele hoffentlich wiederfinden.“

Ein schwaches, verklärendes Lächeln, seit Monaten das erste, spielte um die blassen Lippen der jungen Frau; die schmerzliche Spannung in ihren Zügen ließ

nach und ein Ausdruck des Friedens zog über sie hin, der fast einer andern Welt anzugehören schien.

Mengstlich beugte sich die Mutter über ihr kaum dem Tode abgerungenes, neugeschenktes Kind; da ergriff Corinna die treue, liebe Mutterhand und drückte sie voll inniger Dankbarkeit — das erste Zeichen neu-erwachenden Gefühlslebens — an ihre Lippen.

Von jetzt an ging es schneller mit der Genesung der Leidenden vorwärts. Es schien, als triebe es sie rastlos, dieses Haus, in welchem sie so furchtbar schwere Stunden verlebt, so schnell wie möglich zu verlassen. —

Auf dem Landgute der Mutter installiert, umgeben von frischer, warmer Sommerluft, kehrte allmählig auch frisches Roth auf die abgezehrten Wangen zurück.

Langsam und eintönig, in gleichmäßiger Ruhe, verfloß der Sommer. Corinna sah Niemand als ihre Mutter und den Arzt; sie wollte Niemand sehen und behauptete, die Anwesenheit fremder Menschen verursache ihr Schmerzen. Nur von Zeit zu Zeit verlangte sie das Grab des kleinen Eddy zu besuchen. Dann fuhr der geschlossene Wagen vor und die beiden Damen —

Corinna in schwarze Crêpeschleier gehüllt — stiegen ein; der Gärtner brachte einen Korb voll Blumen und Kränzen; sie schmückte mit ihnen das Grab ihres todten Kindes, betete still an demselben und kehrte eben so stumm wieder heim, wie sie hingefahren war.

Ihr Körper hatte zwar allmählig seine Elasticität wieder gewonnen, ihr Geist hatte wieder geordnet denken gelernt, aber ihre Seele war bei diesem Genesungsproceß vergessen worden — die lag noch immer wie in todähnlichem Schlafe, die hatte nichts wieder wachgerufen! Es war, als führe sie ein empfindungsloses, blumenartiges Dasein.

Kein geistiges Interesse fand in ihr einen Wiederhall, keine Note sah sie an, keine Taste berührte ihre Hand, keine Blume pflückte sie selbst, sie erfreute sich auch nicht ihrer — sie ging an Allem achtlos vorüber!

Wenn Frau von Scheller dieses Traumwandeln ihres früher geistig so regen, mit dem reichsten Seelenleben begabten Kindes beobachtete, verließ sie oft mit Thränen in den Augen das Zimmer. Um ihre Mutter-

liebe und =Sorge war umsonst — sie konnte hier nicht helfen! . . .

Der Herbst nahte, die Traube reifte, das Laub wurde gelb und fiel von den Bäumen.

Corinna hatte es kaum Acht. Ihrer Mutter schnitt der wortlose Jammer, je länger dieser trostlose Zustand andauerte, desto tiefer in's Herz. „Gibt's denn wirklich kein Mittel, diese Starrheit und Gleichgültigkeit zu brechen und von ihr zu nehmen?“ fragte sich unablässig Frau von Scheller, welche mit dem entschwindenden Sommer auch alle Hoffnung zu verlassen drohte.

Eine Geißblattlaube breitete ihren leichten Schatten über die beiden im herbstlichen Garten beisammen sitzenden Damen, Frau von Scheller ihre stets thätigen Hände zu einem Werke der Nächstenliebe fleißig rührend, Corinna wie so häufig in letzter Zeit in träumerische Unthätigkeit versunken.

„Mir ist's,“ zog es ihr leise durch den Sinn, der äußerlich so unbewegt schien, „als hätte ein Sturm die Blüthen geknickt, die meine Gefühle einst für ihn empor sprossen ließen, und als umständen sie nun trauernd

ein Grab, in dem die todte Liebe eingefahrt liegt, und es wird mir bange, als könnte nichts sie mehr wachrufen . . . Einst las ich: ‚Hüte Dich vor Verjandung‘. Sollte ich vielleicht — wenn auch in anderem Sinne, als es dort gemeint war — bis zu diesem Punkte bereits gelangt sein? . . . Die Gegenwart einsam, die Vergangenheit todt, die Zukunft leer! also überall, wohin ich blicke: Leere, Einsamkeit und Tod! Und dann überkommt mich die Furcht, als verliefе alles Hohe und Schöne, was ich einst empfunden, im Sande . . . Ach, nur sich selbst nicht verlieren, nur ‚innerlich‘ wenigstens nicht sterben — davor bewahre mich, mein Gott! . . .“ —

„Da fällt mir eben ein,“ unterbrach Frau von Scheller der Tochter endlos stummes Grübeln, „daß Werner Scharfenhorst auch wieder einmal etwas von sich hat hören lassen.“

Sie schwieg einige Augenblicke und wartete auf eine theilnehmende Frage Corinnas, allein vergeblich! Hatte sie die Bemerkung der Mutter nicht gehört oder war all ihr Denken so nach innen gerichtet, daß sie

gar nicht das Bedürfniß fühlte, demselben in Worten Ausdruck zu geben? — Frau von Scheller war sich darüber nicht klar; doch sie fuhr, diese Gleichgültigkeit anscheinend nicht beachtend, unaufgefordert in ihrem Berichte fort, als hätte ihre Zuhörerin die größte Aufmerksamkeit gezeigt: „Ja, denke Dir nur, Werners letzter Brief an Erna's Vater kam aus Indien, wohin er sich also, seinem Vorsatze getreu, begeben hat. Professor Saalfelt — mit dem er, wie Du weißt, in stets reger Correspondenz, zumeist in Betreff wissenschaftlicher Interessen steht, schreibt mir: daß Dein Jugendfreund jetzt am Hofe des Königs Mahābhārato, wie seine glorreiche Majestät benannt ist, lebt und daß er an dem Hofe von Nipāl mit Gunstbezeugungen und Reichthümern überhäuft wird, da er das Glück gehabt, jene etwas uncivilisirte königliche Hoheit durch seine medicinischen Kenntnisse von einem langwierigen und schmerzhaften Halsübel, welches dessen einheimische Aerzte nicht zu behandeln verstanden, zu befreien. Auch sonst geht es Werner gut, denn wie er fernerhin dem Professor geschrieben und wie dieser mir umständ-

lich mittheilt, da er weiß, welchen Antheil wir von früh an ihm genommen, hat er in der Büchersammlung dieses selben indischen Fürsten einige bisher noch nicht in andere Sprachen übertragene — . . . Ja, wie heißt es nur gleich?“ unterbrach die alte Dame ihre Mittheilungen und kramte suchend in ihrem Arbeitskörbchen, aus dem sie einen Brief hervorzog, welchen sie eifrig hin- und herwandte, bis sie die betreffende Stelle gefunden hatte, „ja so, richtig; Werner entdeckte also einige sehr schöne Sanhitas und Sutrās des Rigveda aus dem 14. Jahrhundert v. Chr.“ las sie, „und vertiefte sich dabei so sehr auf's Neue in das Studium des Sanskrit — daß er die ganze übrige Welt — wie er sich ausgedrückt haben soll — darüber vergißt' . . . Diese Gelehrten sind doch sonderbare Heilige!“ setzte sie achselzuckend hinzu.

„Es ist mir angenehm das zu glauben . . . es war vorauszusehen . . .“ entgegnete Corinna in gleichmüthigem Tone, die Mutter in Ungewißheit lassend, was sie eigentlich gern glaube und vorauszusehen ge-

meint. Und wieder breitete sich lautlose Stille um die beiden einsamen Frauen.

„Mir ist's, als ob ich schliefе,“ sann Corinna weiter, „es geht Alles an mir vorüber, als berührte es mich nicht oder nur wie im Traum . . . Doch die einzelnen Momente des Erwachens, welche diese — ich fühle es selbst — unnatürliche Ruhe unterbrechen, sind entsetzlich! Ich ringe nach Luft und kann den Alp, der mir die Brust zusammenpreßt, nicht abschütteln. Ach, wer doch einmal aufhören könnte, zu denken! und doch . . . nicht denken — ist geistiger Tod, ist ewige Geistesnacht! . . . Ich fühle es: noch stehe ich an einem Wendepunkt, noch könnte ich wieder voll erwachen, noch schlägt mein Herz warm, trotz Allem, was ich erlebt! . . . — Und wenn nun doch all dieses Fühlen und Empfinden von meiner und . . . seiner Seite im Strome der Alltäglichkeit, in Nichts zerflöße — dann kommt doch die Versandung! . . . Nein, nein, noch ist dieses arme Herz nicht ganz vertrocknet oder im Schmerz versteint — es ist nur eingeschlafen . . . Das Glück der Liebe

könnte es neu erwecken und würde es zu seligem Leben neu erstarken lassen! . . . Doch, bleibt das erlösende Wort zu lange ungesprochen, dann wird aus dem Schlaf Scheintod und allmähig Tod, bis es ganz still daliegt in stumpfer Unempfindsamkeit und statt des einst heißen Blutes fließt trockener Sand hindurch. . . Doch wieder Sand? Oh, wie ich ihn hasse und . . . fürchte! . . . und dennoch, so weiter leben müssen? mir wäre besser, ich hätte nie gelebt!“ . . .

„Ist sie denn durch nichts mehr aufzurütteln? Kann sie denn nichts zum reellen Leben voll erwachen lassen?“ sprach Frau von Scheller seufzend bei sich und beobachtete lange und heimlich die junge Frau, bei welcher die apathische Oberfläche das innerlich wühlende Gedankenspiel verbarg. Da kam ihr plötzlich die Erinnerung, wie glücklich Corinna einst in Bellaggio gewesen, und ohne langes Erwägen hob sie, dennoch vorsichtig sondirend, an: „Wie wäre es, mein Kind, wenn wir uns zu einer kleinen Reise entschließen?“

„Reisen?“ fragte Corinna, im ersten Moment staunend und sich ein wenig aufrichtend, „ja, wenn

Du es wünschest —“ setzte sie im nächsten Augenblick gleichgültig hinzu und lehnte sich nachlässig in den Stuhl zurück.

„Es wird kühl hier,“ fing Frau von Scheller wieder an, „der Herbst naht; Du leidest durch die Kälte —“ zögernd hielt sie abermals inne.

„Ja, der Anblick des Schnees thut mir weh,“ ergänzte Corinna in monotoner Weise, als spräche sie eine erlernte Phrase oder redete von einer Thatfache, deren Grund sie selbst nicht wußte.

„So suchen wir den Süden auf,“ setzte Frau von Scheller entschlossen hinzu, „der Aufenhalt am Comersee . . . in Bellaggio, thut Dir doch schon einmal so wohl —“

„Bellaggio? Mutter!“ fuhr Corinna auf . . . „Ach, . . . das ist ja Alles todt . . . sprach sie tonlos, wie zu sich selbst redend, und dann sich besinnend und doch wieder das Nächstliegende vergessend, rief sie plötzlich tief aufathmend: „Mutter, Mutter, was duftet nur heute das Caprifolium so unaussprechlich süß!“ . . .

Erschreckt blickte Frau von Scheller sie an. „Mein Kind, wir sprachen von Bellaggio,“ erinnerte sie sanft.

„Ach, ich dachte, mir hätte nur einmal wieder davon geträumt!“ . . . —

„Wenn hier noch etwas helfen kann, so ist's nur Veränderung der Umgebung; irgend eine wohlthätige Einwirkung von außen her,“ bestätigte der zu Rathe gezogene Geheimrath seiner alten Freundin. „Reisen Sie nur in den Süden — unseres lieben Pfleglings angegriffene Brust macht mir ohnehin Sorge; dieses ewige Hüfteln gefällt mir nicht! . . . Noch kann sich Alles geben,“ fügte er beruhigend hinzu, „als er Frau von Schellers Erschrecken sah, „aber es ist Zeit, daß jetzt endlich ein Umschlag eintritt!“ —

---

IX.

Spätherbst war's — für Italien noch glühender Sommer. Da hielt an einem ganz besonders schönen Tage eines der Dampfschiffe, welche den Comersee befahren, wieder einmal bei Bellaggio und ein Troß fröhlicher Touristen stieg an's Land.

Voran eine englische Familie, aus Vater, Mutter und zwei über schlanken, hochblonden Töchtern bestehend; dann folgte ein kleiner, dicker ältlicher Herr, ein Amerikaner, ganz in Nanking gekleidet und auf dem Kopfe einen riesigen Panama-Hut — die wahre Kladderadatsch-Figur — den schwarzen Bedienten, das originelle Bild seines Herrn vervollständigend, hinter sich; darauf kam eine leichtfüßige Französin an die Reihe, welche ein kleines gepuztes, nacktbeiniges Mädchen begleitete und fleißig rechts und links nach

den ‚messieurs‘ ausschaute; dann folgte ein junges Ehepaar, auf der Hochzeitsreise begriffen, das sich alle Augenblicke schwärmerisch in die Augen sah und noch auf dem engen Dampfschiffsteg krampfhaft Hand in Hand verblieb; den Schluß bildete ein ehrfamer deutscher Schulmeister, eine höchst absonderliche Erscheinung: den schwarzen Cylinderhut tief in den Nacken gesetzt, ein Buch unter jedem Arm, die blaue Brille hoch auf die geröthete Stirn geschoben, den dunkelgrünen dickleibigen Regenschirm von der biedern Rechten für alle Fälle sicher umspannt, während die ebenso biedere Linke ein mageres Felleisen, die ganze Reisetoylette enthaltend, nachschleifte — so zog Germania's Gelehrsamkeit stolz erhobenen Hauptes in das unwissende Italien ein!

Alles schien in bester Laune: die hochaufgeschossenen Töchter Albions kicherten und flüsteren halblaut mit einander, was ihnen von der ernsthaften Mama einen strafenden Blick und ein vortwurfsvolles ‚shocking‘ zuzog und sie veranlaßte, mit muthwilligem, schnellem Augenblinzeln nach einem von Kopf bis zu den Füßen grau-farrirten Dandy zurück zu spähen. Besagter

Jüngling lag mit lang vorgestreckten Beinen und wahrhaft imposantem Phlegma im bequemsten Fauteuil des Schiffes und machte noch immer keine Miene, den Dampfer und seinen Platz zu räumen, obgleich Alles bereits das Schiff verließ, sondern starrte mit consequent nichts sagendem Blicke in's Leere und wartete wahrscheinlich auf eine Extra-Nöthigung, ehe er sich zum Aufbruch entschloß. Das etwa zehnjährige Mädchen, über deren spindeldünnen, nacktes, seiltänzerartiges Untergestell manche andere Reisende für ihre Mutter eröthete, schwatzte altkflug allerhand Unverstandenes durcheinander, und die lebenslustige Französin lachte oft laut auf, wobei sie nicht verabsäumte, jedes Mal zwei Reihen spitzer weißer Zähnen zu zeigen, und wenn sie im Gedränge aufgehalten wurde, ungeduldig das Kleid zu raffen und mit den graciösen Stiefelchen hin und her zu trippeln. Der deutsche Schulmeister ließ ein bewunderndes „Ah“ hören und legte Felleisen, Bücher und Regenschirm einen Moment sorgsam vor sich am Ufer nieder, um die erhöhte Lebenslust durch eine Prise Tabak anzufeuern und die herrliche italienische

Luft durch sein deutsches Lieblingskraut zu würzen. Es freute sich eben ein Jeder seines Lebens in seiner Weise.

Eigenthümlich stach gegen all diese Leute ein schlanker junger Mann ab, der mit vornehm lässiger Haltung da stand und mit schwermüthigem Ernst in das bunte Menschengewirr schaute. So unbewegt er auch schien, so schlug ihm doch das Herz von all den ihn schier überwältigenden Erinnerungen zum Berspringen.

„Hôtel Grande Bretagne!“ rief er einem cocchiere zu und stieg in dessen schnell heranrollende Droschke.

In kurzem war das ihm nur zu wohlbekannte Hôtel erreicht und der Reisende in ein elegant eingerichtetes Zimmer im ersten Stock geleitet. Als der Kellner, auf seine bescheidene Frage: ob der Herr vielleicht noch etwas befehlen, keine Antwort erhalten, zog er sich leise zurück.

Der einsame, stille Mann trat an's Fenster, öffnete es weit und sprach bewegten Tones: „Sei mir gegrüßt,

Du blauer See! Einmal wollte ich Dich noch wiedersehen; einmal noch in der Erinnerung, an Ort und Stelle, die Stunden wieder durchleben, die mich zum Glücklichsten unter den Sterblichen machten, um mich hernach desto elender werden zu lassen — und dann will ich für immer von hier Abschied nehmen . . . denn ich fühl's schon jetzt — dieses Wiedersehen geht über meine Kräfte!“

Tief und schwer athmend drückte er die Hand auf die Brust. Wie viel, wie furchtbar hatte er gerungen, und doch regte es sich noch immer da drinnen und wollte nicht Ruhe halten und konnte nicht sterben.

„Du schöner blauer See,“ sprach er schmerzlich lächelnd weiter, „wie lieb und vertraut ist mir dein Anblick — erinnert dein klares, reines Blau mich auch nicht an die Augen meiner Geliebten . . . denn weder waren diese blau, noch war sie treu — wie der Volksmund Deine Farbe, die an den Himmel erinnert, gedeutet hat.“

Er schloß das Fenster wieder und begann sich im Zimmer umzusehen. Da fiel sein Blick auf die reiche

Stuckverzierung der Decke. „Wie ist mir?“ fragte er sich sinnend, „sprach Corinna nicht einst von dieser Ornamentik? Ist dieses nicht dasselbe Zimmer, welches sie damals bewohnte? . . . Mein Gott! mir ist's, als schaute ihr liebliches Gesichtchen mich aus all diesen Engelsköpfen an! . . . Und hat mich doch getäuscht“ . . . setzte er mit klangloser Stimme hinzu, „und war doch falsch!“ rief er fast wild. „Nein, nein, hier halt' ich's nicht aus! Schaut nicht aus jedem Spiegel, aus jeder Gardinenfalte ihr Antlitz mir entgegen? . . . Dieses geliebte, theure Angesicht — das dennoch log — das könnte mich um den Verstand bringen!“

Er riß heftig an der Klingel. „Haben Sie nicht ein anderes Zimmer?“ fragte er erregt den eilig eintretenden Kellner. „Dieses hier —“ . . .

„Bedaure unendlich — es ist alles besetzt . . . der Andrang der Herrschaften um diese Jahreszeit“ . . . Diese Bücklinge und verzweiflungsvolles Uchjelzucken begleiteten das den Himmel zum Zeugen anrufende Bedauern des von Kopf bis zu Fuß spiegelblank lakirten und frisirten Hotelbesliffenen.

Eine ungeduldig entlassende Handbewegung Egons von Werdenberg ließ ihn sich eiligst wieder empfehlen.

So widerspruchsvoll ist das menschliche Herz! Nur um der Erinnerung willen an die Geliebte hatte er Bellaggio abermals aufgesucht und jetzt, als ihn die Erinnerung an sie mit aller Macht überkam, dünkte ihn dieselbe fast unerträglich und der Widerstreit in seiner Brust machte sich fühlbarer als seit langer Zeit.

Da störte den in schmerzliches Nachdenken Versunkenen das Rauschen eines langen Frauengewandes auf den Strohmatten des Corridors. Er horchte darauf hin, er lauschte nach dem leisen Seidengeknister — er wußte selbst nicht, warum! vielleicht nur, weil es ihn aus den ihn peinigenden Grübeleien geweckt.

Eine eigene Unruhe kam plötzlich über ihn; es duldete ihn nicht mehr im engen Zimmer, er mußte hinaus in die frische Luft! Sollte er heute schon die Stellen auffuchen, an denen er mit ihr geweilt? Nein, dazu fühlte er sich nicht stark genug, und doch zog es ihn auch wieder mit unwiderstehlicher Macht dahin.

Planlos schlenderte er umher, bis es dunkelte, dann kehrte er todmüde in sein Hôtel zurück, um den Abend allein auf seinem Zimmer zu verbringen. Jetzt mit fremden, gleichgültigen Menschen zu verkehren — dazu war er nicht in der Stimmung! Endlich begab er sich zur Ruhe, jeden Gedanken an Corinna zu verbannen suchend, um die ganze Nacht unausgesetzt von ihr zu träumen. Das Gefühl für sie war eben immer noch stärker als alles Wollen, alles Klügeln, alle Vernunftgründe. Es wurde gewaltsam zurückgedrängt und brach sich dennoch immer wieder Bahn.

Als Egon am andern Morgen erwachte, schwebte ein seliges Lächeln um seine Lippen; es war ihm fast, als fühle er noch die Nähe des geliebten Weibes.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und die Menschen hatten längst wieder ihre Tageslasten auf sich genommen und waren bereits tief, ein Jeder in seine gewohnte Mühe und Arbeit versenkt, als Egon hinaus in's Freie trat, um seine heiße Stirn in der köstlich klaren Luft zu kühlen.

Der in üppigstem Wachsthum und buntfarbigstem

Blütenreichthum prangende Garten der stolzen Villa Serbelloni — die gleich der Villa Julia zur Fremdenpension eingerichtet ist — nahm Egon nach weitem, ermüdendem Spaziergange in seine, erquickende Kühle spendenden Laubgänge auf. Wie so manches Mal früher in glücklicheren Tagen, durchschritt er auch heute den langen gewölbten Gang, um von dessen Mittelpunkt aus, wie durch ein Riesenfernrohr, die prachtvolle Aussicht auf das reizend daliegende Bellaggio und nach der andern Seite auf die Villa Carlotta zu genießen.

Sein Auge sah das schöne Bild, doch er sah's wie durch einen Nebel . . . Dann wandelte er weiter, längs den arkadenartigen, in den Felsen gehauenen und gebauten Grotten dahin, welche sich, in mehreren Stagen über einander aufsteigend und hinter einander zurücktretend, um den Fuß des Felsens — auf dem sich das ehemalige Schloß erhebt — ziehen und zahlreiche lauschige Ruheplätzchen bilden, die von dichtem, tief herabhängendem Epheugewinde wie mit grünen Vorhängen geschlossen sind.

Egon fühlte sich von der langen Wanderung un-

gewöhnlich erschöpft; er hielt endlich in seinem rastlosen Gange inne, faßte nach der ihm zunächst hängenden, leis im Winde hin und her schwankenden Laubgardine und schob sie zur Seite, um, eintretend, in dieser Nische kurze Rast zu halten.

Doch wie gebannt blieb er stehen. Eine weiße Gestalt ruhte müde hingelehnt auf einer Gartenbank, und zwar in einer Unbeweglichkeit, daß sie ihm in ihren weißen Gewändern und bei der gedämpften Beleuchtung im ersten Moment fast wie ein schönes Marmorbild erschien.

Der frischere Luftzug und das heller eindringende Licht ließ die schlaflos Träumende die Augen aufschlagen, und ein Blick beseligenden Erkennens traf den Störer ihrer Einsamkeit, der noch immer wie seiner Sinne nicht mächtig dastand — ein Blick, wie ihn nur das liebende Weib dem Manne ihrer Seele zu geben vermag; ein Blick, der alle Qual, die sie um ihn getragen, alle Seligkeit, die sie durch ihn empfunden, und alle Liebe, die Zeit und Trennung überdauert — aussprach; ein Blick, vor dem alle Dämonen der

Eifersucht, der Intrigue und der schändlichen Verleumdung die Flucht ergriffen, und Egon mit jubelndem Aufschrei: „Corinna, meine Corinna!“ zu ihren Füßen hinstürzen ließ.

Der Vorhang aus Epheu fiel hinter ihm zu und verhüllte das liebende, edle Menschenpaar jedem fremden, solches Wiedersehen nur entweichenden Blicke.

„So liebst Du mich dennoch?!“ flüsterte er leidenschaftlich und zagend zugleich und schaute flehenden Auges zu ihr auf.

Worte fehlten ihr noch, doch sie schlang die Arme fester um den Geliebten und bettete sein dunkles Haupt an ihre Brust. Tiefes Schweigen umgab die in unennbare Seligkeit Versunkenen; wahrer Gottesfrieden erfüllte ihre Herzen, die so viel gelitten und die sich nun endlich gefunden, und in denen der Zweifel an einander so plötzlich geschwunden war. Ein Blick, Aug' in Auge, hatte genügt, um das mühsam gesponnene Gewebe von Lug und Trug zu zerreißen.

„Ist es denn Wirklichkeit, daß ich Dich wiedersehe . . . und daß Du mich noch immer liebst, wie

einst? . . . Ach, Geliebter, wie viel hab' ich erduldet, wie viel um Dich gelitten!" sprach Corinna endlich, noch jetzt im Nachgefühl der erduldeten Qual erschauernd.

„Und ich erst, Du Theure, die ich jetzt dennoch wieder in meinen Armen halte!" entgegnete er mit bebender Stimme. „Wie habe ich mich nach Dir gesehnt! gesehnt, bis ich glaubte, meinen Verstand darüber verlieren zu müssen . . . Und dann bin ich vollständig an Dir verzweifelt — und mit dem Glauben an Dich ging auch der Glauben an Gott und Menschen verloren," schloß er in dumpfem Tone. „Keine Worte beschreiben den Schmerz, der mein Innerstes zermühte, als ich jenen Brief erhielt, in welchem Du mir schriebst: Du müßtest mich, selbst in ‚Gedanken‘ aufgeben, denn die Erinnerung an mich verträge sich nicht mit Deinen sonstigen Pflichten — diese Erinnerung, noch dazu an einen Mann, der solche nicht einmal verdiene, wie Du jetzt deutlich erkannt haben wolltest — — und ich hatte doch so ganz Anderes erwartet! hatte gehofft: daß Trennung und Sehnsucht Dich eher veranlassen würden, Deine Dich ohnehin so

elend machenden Fesseln zu zerbrechen — da es meinen Bitten gelungen war . . . und erhielt nun, ohnehin schon in heller Verzweiflung, auch noch diese mich niederschmetternde Nachricht!

Egon war in Erinnerung des ihn damals überkommenen Jornes und Schmerzes aufgesprungen und stand jetzt flammenden Auges vor Corinna, welche schmeichelnd seine Hand ergriff und ihn sanft an ihre Seite niederziehend, verwundert fragte: „Und das' sollte ich geschrieben haben? Und das' konntest Du glauben?“

„Ja, und noch mehr als das,“ entgegnete er finster; „ich glaubte auch jenem anonymen Schreiben, das Dich mir als . . . eine Coquette schilderte, die mit mir nur gespielt haben sollte, wie mit manchem Andern auch; ja, die mit mir nur ihr Spiel getrieben haben konnte — weil sie schon seit Jahren in einem besonders . . . intimen Verhältniß . . . zu einem Jugendfreunde stehe, mit dem sie jene — Freundschaft? (wie es dort hieß) auch nach ihrer Rückkehr aus Italien weiter fortgesetzt und mit welchem sie sich jetzt über mich lustig mache!“

Er schwieg; doch in seinen verfinsterten Mienen prägten sich deutlich die noch kaum überstandenen Qualen rasender Eifersucht aus. „Wer damit gemeint war, mußte ich,“ sprach er langsam und betonend; „hattest Du doch selbst in ungewöhnlich lobender Weise seiner erwähnt —“

„Egon?!“ rief sie betroffen. „Für so schlecht hieltest Du mich? . . . Und so schlecht konnten auch Andere sein, daß sie die reinste Freundschaft so in den Staub zogen? . . . Wie sind solche Menschen mit ihrer heimtückischen Hinterlist doch erbärmlich! Öffentlich gebrandmarkt zu werden verdienten diese Leute, welche sich mit frechen Lügen zu elenden Zwischenträgern hergeben oder zu ihren eigenen niedern Zwecken solch verächtliche Rolle spielen! Eine solche Schändlichkeit überschreitet alles Maß! . . . Und Du, Egon, glaubtest Das . . . auch Du?“ fragte sie mit der ganzen Weichheit ihrer Stimme, auf's schmerzlichste bewegt.

Er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küffen. „Vergieb, Corinna, vergieb! Aber Du kennst meine Schwäche, meine Eifersucht in Allem, was Dich be-

trifft. Und unsere Feinde kannten sie auch und bauten darauf ihren Plan . . . Das Netz war gesponnen — doch dem Himmel sei Dank, es ist endlich zerrissen! . . . Sieh, Geliebte, so oft ich auch jene abscheulichen Verleumdungen als bloße Erfindungen und elende Lügen von mir weisen wollte, sagte ich mir auch stets wieder mit unbefchreiblicher Bitterkeit: ‚Geliebt hat sie dich wohl — aber, wer sagt dir, ob ihre Liebe für dich auch nachhaltig war?‘ Das, warum ich Dich trotz meines Bestürmens und Wünschens und trotz meiner Verzweiflung darüber, daß Du nicht auf mich hörtest, doch auch wieder noch höher verehren mußte — das machte ich Dir zum Vorwurfe, als Du von mir gegangen warst, denn jetzt sagte ich mir: ‚Hätte sie dich so über Alles geliebt, wie ich sie — würde sie um deinetwillen nicht alles Andere aufgegeben haben?!‘

Er sah sie traurig an, als wollte er fragen: „und jetzt, und jetzt? wirst Du wieder von mir gehen und wirst mich wieder erbarmungslos der Verzweiflung überlassen?“ . . . Und doch mochte er auch nicht gleich die bange Frage in die Wiedersehensfreude hineinmischen.

„Du lieber, süßer, thörichter Mann,“ flüsterte Corinna, sich dichter an ihn schmiegend, „wie kleinmüthig seid ihr starke Männer doch! . . . Und wenn ich Dir nun jetzt sagte: Ich bin frei . . . mich trennt nichts mehr von Dir, als Dein eigener Wille —“

„Frei?! Corinna!“ rief Egon mit ausbrechender Seligkeit, „frei! und willst mein sein für alle kommenden Zeiten? . . . Sprich, Geliebte, zögere nicht, nie findest Du ein treueres Herz! So viel Dir auch gehuldigt sein mag — geliebt hat Dich Keiner wie ich!“

„So nimm mich hin mit allem, was ich bin und habe — ich bin Dein bis in alle Ewigkeit!“

Lange hielten sie sich sprachlos umschlungen und dachten nichts, als daß sie bei einander, und fühlten nichts, als die gegenseitig beglückende Nähe. Die lange Zeit des Leidens war untergegangen in dem einen Momente der Seligkeit!

Die schwache, zarte Frau, die sonst so leicht unter der Macht über sie hereinströmender Gefühle zusammenbrach, schien wie durch ein wunderthätiges Zaubermittel plötzlich zu erstarken. Das unennbare Glück des

Herzens hatte ihr die in ihr entschlummerte Kraft des Gefühllebens voll zurückgegeben. Was sie für todt beweint und mit dem sie mitsterben zu müssen vermeint, erstand jetzt zu schönerem, reicherm Leben denn zuvor in ihrem Innern, und ihre neubeflügelte Seele vermählte sich der des geliebten Mannes zu unlöslichem Bunde. —

Eine Stunde wohl weilten sie so ungestört bei einander — ihnen schienen's wenige flüchtige Momente zu sein, welche durch den Reichthum ihres Inhalts Jahren gleichkamen.

Endlich mahnte Corinna zum Aufbruch. „Die Mutter wird sich sorgen . . . laß uns zu ihr eilen,“ bat sie dringend.

---

X.

Frau von Scheller saß unter einem mächtigen Wallnußbaume und war eifrig beschäftigt, bunte Wollenfäden auf mattfarbigem Canevas zu verarbeiten.

Erstaunt blickte sie auf das jetzt nahende Paar. Ihre Tochter, welche sich vor einiger Zeit zu einsamer Ruhe zurückgezogen, hing wie verwandelt am Arme eines fremden Mannes. Ihre Augen strahlten, ihre Wangen waren geröthet, ja, ein silberhelles Lachen tönte in diesem Augenblicke sogar von ihren Lippen. Die alte Dame glaubte ihren eigenen Augen und Ohren nicht trauen zu dürfen.

Da machte Corinna sich von ihrem Begleiter los und eilte auf die Mutter zu, indem sie bewegt und athemlos zu ihr sagte: „Kennst Du ihn nicht mehr? Mutter, ihn, der mir Leben und Seligkeit wieder

gegeben hat . . . er, der beste, edelste Mensch auf der weiten Gotteswelt!“

„Kind, wie Du glühst, wie aufgereggt Du bist,“ bemerkte Frau von Scheller.

„Habe keine Angst, Mütterchen,“ entgegnete Corinna mit strahlender Zuversicht; „jetzt hat alle Noth und Qual ein Ende . . . all' meine Sorge werfe ich auf ihn und er macht Alles wieder gut“ — dabei hielt sie Egon, der rasch herzutrat und den Frau von Scheller jetzt erkannte, ihre Hand hin, die er ergriff und, Corinna an sich ziehend, an seine Lippen führte. Dann sprach er, zu ihrer Mutter gewandt, in mühsam beherrschtem Tone: „Vergebung, gnädige Frau, wenn ich Sie durch mein plötzliches Erscheinen zu sehr überrascht . . . mein Glück ist mir selbst noch so neu, daß ich's kaum fassen kann . . . Ach,“ unterbrach er sich dann — „was sollen da alle schön zurechtgelegten Worte — ich weiß in dieser Stunde nur das Eine: daß ich Corinna über alles gewöhnliche menschliche Maß liebe . . . daß sie mein Gefühl erwidert und daß wir uns nach endlos tiefem Leide endlich gefunden

haben, um uns nie mehr zu trennen . . . Mutter, gib uns Deinen Segen zu dem Bunde unserer Herzen, der, ist er auch nicht nach gewöhnlichen, althergebrachten Regeln zu Stande gekommen, doch ein so hoher, heiliger ist, wie wenige Bündnisse dieser Welt, die für hoch ehrbar und berechtigt gelten.“

Frau von Scheller blickte in seine sie so fest und treuherzig anschauenden Augen; sie hatte auch während ihres früheren Zusammenseins seinen Charakter schätzen gelernt, und Corinna's Glück war Alles, was sie von diesem Leben noch begehren konnte; so sprach sie denn zu dem vor ihr sich neigenden Paare mit voller Zustimmung ihres treuen Mutterherzens: „Der Herr, der Richter ist über uns Alle und der mit anderm Maße mißt, als die Welt, er segne und behüte Euch, meine Kinder, und lasse Euch glücklich werden und gebe Euch seinen Frieden.“ —

Als die erste Aufregung sich gelegt und die Gemüther ruhiger geworden, fragte Frau von Scheller nach Egons Oheim.

„Mein Onkel starb vor einigen Monaten,“ ent-

gegnete er trübe; „sein Ende war kein leichtes . . . ihn schien etwas zu quälen, zu beunruhigen . . . es hatte den Anschein, als wünschte er mir noch etwas mitzutheilen; es war, als peinigte ihn ein letzter Wunsch — ach, es waren schreckliche Tage und Augenblicke an dem Krankenbette des mir so theuren Mannes —“

„Und warum sprach er denn nicht und befreite seine scheidende Seele von allen Erden Sorgen, ehe er zu einem andern Leben dahinging, vor dessen Thoren uns freilich manches anders erscheinen mag, als hier auf Erden, so lange wir noch im Vollgefühl unserer Kraft und Gesundheit dahinleben.“

„Seine körperliche Kraft reichte nicht mehr so weit wie wahrscheinlich sein Wollen — meinem armen Onkel war in den letzten Tagen seines Lebens der Gebrauch der Sprache und Hände versagt . . . er konnte weder reden noch schreiben.“

„Wie entsetzlich!“ rief Frau von Scheller mitleidig.  
„Und er war doch so gut und liebte Sie so sehr.“

„Ja, er hat stets wie ein Vater für mich gesorgt und ich danke ihm unendlich viel, — nur einmal wollte

er mein Schicksal spielen und hätte mich dadurch beinahe zeitlebens unbeschreiblich elend gemacht. Und doch lag das gewiß am allerwenigsten in seiner Absicht. . . Doch jetzt, wo die mächtigere Vorsehung Alles zu einem glücklichen Ende geführt — da wollen wir diese traurigen Erinnerungen ruhen lassen . . . Wir haben ja einander, meine Corinna; die Vergangenheit ist todt — vor uns liegt das Leben!“

„Ach ich wünsche: Dein guter Onkel lebte noch! Sicherlich gewänne ich ihn schließlich doch noch für mich . . . und wie wollte ich ihn pflegen und für ihn sorgen; nicht einsam sollte sein Alter sein, nicht freudlos sollten seine Tage dahingehen — er hätte statt eines Kindes zwei; zum glücklichen Sohne auch noch die dankbare Tochter, die sein Alter mit allen Gaben kindlicher Liebe und Verehrung schmückte.“

Tief ergriffen schloß Egon die Geliebte in seine Arme. „Dein Gemüth ist so reich, Corinna,“ sprach er zärtlich und bewundernd zugleich, „daß Du Jedem spenden kannst und selbst nie arm wirst.“

„Und weißt Du, was mich so reich macht? Deine

Liebe ist's!" flüsterte sie dagegen, „ohne sie wäre ich bettelarm —“ . . .

Als sie an einem der nächsten Tage wieder traulich bei einander saßen und dieses und jenes besprachen und die Rede abermals auf jene Briefe kam, mit denen man sie gegenseitig getäuscht, fragte Corinna: „Du bist also fest überzeugt, daß jenes verhängnißvolle Spiel, welches mit uns getrieben wurde, in der Frau von Möllen, Deiner vermeintlichen Freundin, der Du so sehr vertrauest und deren Adresse ich hatte und benutzte, seine Urheberin hatte?“

„Ich habe wenigstens allen Grund, das anzunehmen. Mein Onkel hatte ihr in seinem Aerger und seiner Sorge über ‚unser‘ Zueinanderstehen Andeutungen gemacht und ihr auf ihr interessirtes Befragen schließlich Alles gesagt, was er selbst wußte. Was sie erfuhr, hat, wie ich erst viel später merkte, ihr Mißfallen erregt — hatte sie sich selbst nun allerhand Unsinn in Betreff meiner in den Kopf gesetzt, sie war nur sechs Jahre (wie sie wenigstens sagte) älter als ich und sah noch recht hübsch und blühend aus, oder gefiel ihr

auch nur meine bisherige Abneigung gegen das Heirathen und sie dachte . . . nun gleichviel —“ unterbrach er sich und schwieg, von diesen Erörterungen unangenehm berührt.

„Was muß ich hören?“ rief Corinna, welche trotz des Ernstes ihres Gespräches sich, im Vollgefühl ihres Glückes, den Scherz nicht versagen konnte, anscheinend in Egons ‚Fehler‘ zu verfallen und, ihn persiflirend, die Eifersüchtige zu spielen. „Also dort zu Hause auch eine Flamme? und hier werden mir alle möglichen Liebeschwüre geleistet . . . und schließlich werde ich hier sitzen gelassen, wie jene Unglückliche dort — der früher auch der Kopf verdreht wurde, wie jetzt mir! Das sind mir schöne Geschichten, mein Herr! Und das erfahre ich erst jetzt, wo es zu aller Umkehr bereits zu spät ist, weil ich Dir . . . Du lieber, theurer — Don Juan . . . rettungslos für alle Zeiten verfallen bin . . .“

Lachend umschlang sie ihn, und er ermangelte nicht, ihre scherzhaften Reden mit höchst ernsthaften Küssen zu erwidern; dann fuhr er in seinen Erklärungen fort,

bis sie ihn wieder unterbrach und fragte: „Wie gelangte jene Frau aber nur zu meiner Handschrift?“

„Durch Falschheit und Heuchelei. Sie überraschte mich eines Tages, als ich sie wieder besuchte, mit der Nachricht: daß sie von Dir und ‚uns‘ wisse; sie nannte mir Deinen Namen und Wohnort. Der Onkel hatte ihr das Alles mitgetheilt und sie gebeten — wie sie mir sagte, um mich ganz sicher zu machen, daß sie es mit mir hielt — mir doch zuzureden, damit ich wieder zur Vernunft käme . . . Im Grunde war es mir nicht unangenehm, daß sie schon von Allem unterrichtet war: so wurde meinem Schwanken, ob ich sie auch in unsere Verhältnisse einweihen solle oder nicht, ein Ende gemacht, und in Deinem Interesse konnte ich ihre Mitwissenschaft ja nur wünschen, denn wolltest Du mir eine Nachricht senden oder etwas über mich erfahren; so war sie Dir als Dame . . . und meine Freundin — wie ich sicher glaubte — vielleicht von Nutzen und eher zugänglich, als selbst meine eigene Adresse, die zu benutzen Du Dich vielleicht um des Onkels willen, scheutest . . . Bei dieser Gelegenheit also, wo sie sich

den Anschein gab, als stimme sie meinen Wünschen und Hoffnungen völlig bei, zeigte ich ihr ein kleines Gedicht, das Du einst spielend auf ein Blättchen Papier geschrieben und das ich Dir geraubt hatte. — Mir that es so wohl, nur wenigstens wieder einmal von Dir sprechen zu können! — Sie fand die Strophen reizend, entzückend und bat, sie sich copiren zu dürfen . . . Mir war's gar nicht recht; ein Gefühl des Unbehagens beschlich mich; es schien mir, als dränge sich plötzlich Etwas zwischen Dich und mich — dennoch konnte ich ihr die Bitte nicht abschlagen, ohne sie zu verletzen, wovor ich mich denn doch gerade jetzt zu hüten hatte; und da sie überdies wahrhaft mütterliche Theilnahme bezeugte, so überließ ich ihr das Blättchen mit dem Gedichte auf einen Tag . . . Für die intrigante Frau war das Zeit genug, um so viel Unheil anzustiften —“

„Aber auch die Briefe, welche ich in meiner Verzweiflung direkt an Dich schrieb und in denen ich so dringend um ein Wort der Aufklärung bat, weil der mißachtende Ton in dem Schreiben, das ich erhielt,

mich rein um den Verstand bringen wollte — auch sie gelangten nie in Deine Hände? . . . Und jene Buchstaben als Unterschrift, welche nur Dir und mir bekannt sein konnten — wie gelangte sie zu ihnen?“

„Sie hatte — wie ich annehmen muß — meinen Diener durch ein reichliches Trinkgeld bewogen, alle Briefe, welche von Dresden kamen oder dorthin gingen, ihr auszuliefern. Dieser leichtsinnige Mensch stand erst seit der Rückkehr von meiner Reise in meinem Dienst — mein alter Georg, der schon meinen Eltern treu gedient, war schließlich doch zu alt geworden und hatte sich, ehe ich nach Italien ging, leider zur Ruhe gesetzt — und so hatte sie leichtes Spiel! . . . Und wie ich dann später selbst an Dir verzweifelte und nicht weiter schrieb — habe ich Dir neulich schon gebeichtet.“

„Vielleicht hat sie nicht nur jenen anonymen Brief an mich fabricirt . . . sondern richtete ihre namenlosen Schriftstücke auch noch — an Andere“ . . . sprach Corinna sinnend; „mir erklärte sich dadurch wenigstens Mancherlei, was ich anders nicht zu begreifen vermag . . .“

Und wie entdecktest Du die Falschheit Deines Dieners?“

„Bestimmtes weiß ich darüber nichts! Ich kann nur annehmen, daß sie sich durch diesen schlechten Menschen — den ich, weil er auch sonst nichts taugte, schon nach einem halben Jahre wieder fortjagte — meine Brieftasche, welche jene Notizen enthielt, zu verschaffen mußte. Ich erinnere mich, daß ich diese einst während eines ganzen Tages vergeblich suchte und sie erst am andern Morgen wiederfand . . . Geradezu beweisen könnte ich jener Frau — die ich so tief verachte, daß ich nicht einmal ihren Namen mehr nennen möchte — zwar nichts, wollte ich sie auch zur Rede stellen; denn sie würde einfach Alles leugnen. Ich kann nur combiniren und aus den Andeutungen, welche jener Bursche mir beim Abschiede machte, den Sachverhalt mit ziemlicher Genauigkeit, besonders jetzt, nachdem mir in der Hauptsache Klarheit geworden, zusammen reimen. Ich zahlte dem Taugenichtse bei seinem Fortgehen reichlicheren Lohn, als er für seine mangelhaften Dienste erwartet haben mochte; das

machte ihn stutzig; es zog einen Moment etwas von Rührung über sein junges, verschmitzes Gesicht und er erlaubte sich eine wenig ehrerbietige Hindeutung auf jene Dame, indem er ihre Kargheit mit meiner Großmuth verglich, obgleich er ihr vielleicht besser gedient als mir. Ich konnte mir damals seine Bemerkungen nicht recht erklären und verwies sie ihm als Unverschämtheit gegen Frau von Möllen, welche er jetzt vielleicht bei der geringsten Aufforderung von meiner Seite ebenso verrathen hätte, wie früher seinen Herrn. Leider schwieg er, durch mein zürnendes Wort schnell eingeschüchtert, und empfahl sich, die bessere Regung, die ihn überkommen, nur zu leicht unterdrückend, und ich blieb dadurch in meinem Irrthume befangen. Doch laß uns, Geliebte, nicht weiter von diesen abscheulichen Geschichten reden und sie am besten für immer der Vergessenheit anheim geben — sobald ich nur an sie denke, regt sich in mir auf's Neue die kaum überwundene Qual und Bitterkeit.“

„So mögen sie denn zwischen uns begraben sein für alle Zeiten. Wir wollen nicht weiter zu Gericht

sigen über menschliche Schwächen und Irrthümer — wir wollen nur noch mit und durch einander glücklich sein!“ —

Und das waren sie in vollem Maße. In unendlicher, durch nichts gestörter Sonne verfloß ihnen der Winter.

Corinna's angegriffene Gesundheit verlangte noch immer der Schonung, welche ihr von der Sorgfalt, mit der sie der geliebte und liebende Mann umgab, in bisher nie gekannter Weise zu Theil wurde. Bei anregender Unterhaltung, im gemeinsamen Naturgenuß und unter Kunststudien schwanden ihnen die Monate im Fluge dahin. Ein mehrwöchentlicher Ausflug nach Rom und Neapel brachte neue Anregung in den kleinen Kreis, zu dem sich im Laufe des Winters noch einige ähnlich gestimmte, geistig bevorzugte Naturen gesellt hatten.

Unter letzteren befand sich auch ein lutherischer Geistlicher, der, gleichfalls seiner Gesundheit wegen, den Winter einmal im Süden verbrachte, und der ihnen mit seinen milden, vorurtheilsfreien Ansichten ein lieber Gesellschafter geworden war.

Als das Frühjahr nahte, fanden sich auch Morton und Violet in Begleitung eines ganz kleinen Baby's ein. Diese beiden treuen Freunde waren die einzigen von ihren auswärtigen Bekannten und Verwandten, die bisher von der bevorstehenden Verbindung erfahren. Sie wollten nicht, daß die Welt unnütz früh durch neugierige, oft unzarte und im Grunde doch theilnahmlöse Bemerkungen ihr Glück entweihe.

Und als die Natur im schönsten Frühlingschmucke stand, da brach denn endlich auch der von Egon heiß ersehnte Tag an, welcher ihm die Geliebte ganz und für immer zu eigen geben sollte.

Am wolkenlosen, tiefblauen Himmel erglänzte an diesem Feiertage rein und goldig die Sonne, deren einer Strahl, zu Millionen von Sonnenstäubchen aufgelöst, durch das Fenster eines ländlichen Kirchleins auf das hohe Menschenpaar herniederfiel, das, am Altare knieend, einander das Gelübde ewiger Zusammengehörigkeit ablegte. Und hier war es ein Schwur, der aus dem tiefsten Herzen kam — kein unverständener oder gedankenlos nachgebeter Spruch.

Ein schwarzes, lang nachschleppendes Sammetkleid umschloß Corinna's weiche Formen, ein weißer Spitzen-  
schleier wallte von ihrem Haupte, und die Orangen-  
blüthen in ihren dunklen Haaren waren echte, süß-  
duftende, welche ihr Egon aus den Gärten der Villa  
Julia und Serbelloni — an die sich die schönsten  
Erinnerungen ihrer Liebe knüpften — gebracht. Fast  
überirdisches Glück strahlte aus ihren Augen, männlich  
sicheres, selbstbewußtes drückte sich in Egons tief be-  
wegten Zügen aus.

Jetzt schloß der würdige Geistliche seine väterlich  
theilnehmende Rede mit dem feierlichen „Amen“, und  
„Amen“, „Amen“ sprachen die Liebenden in ihren  
Herzen nach, und „Amen, Amen“ läuteten die Glocken  
aus der naheliegenden Stadt. Gottesfrieden war es  
rings in der Natur; Gottesfrieden auch war's in diesen  
beiden schwergeprüften, endlich zur Ruhe gelangten  
Menschenherzen. —

Wenige Stunden später nahmen die Neuvermählten  
Abschied von ihren Freunden, um einige Zeit völligen  
Alleinseins zu genießen, ehe sie sich mit Corinna's

Mutter, welche stets bei ihnen bleiben sollte, auf's Neue vereinigten.

Noch einmal sahen sie die herrlichen Ufer des Comersees oder sahen sie eigentlich vor innerer Glückseligkeit nicht, und als Bellaggio ihren Blicken entschwand, da empfanden sie dieses Mal kein schmerzliches Bedauern, denn sie wußten, daß sie nichts hinter sich zurückließen, sondern all ihr Glück mit sich fortnahmen.

Bei einbrechender Dunkelheit erreichten sie Chiavenna und am nächsten Tage ging es weiter über den herrlichen Malloggia=Paß dem Engadin zu.

Staunend und bewundernd standen sie auf dem Bergell und schauten armverschlungen in die Tiefe hinab, in der sich die Nebel und grauen Dünste schaurig durch einander ballten, und die eben zurückgelegte Straße sich in zahlreichen Windungen, einer weißen Riesenschlange vergleichbar, an der Berglehne hinaufzog.

Nach kurzer Rast ging's weiter die gut gebauten, doch längs Abgründen dahinführenden Wege bergauf, bergab... Der junge italienische Kutscher hatte bei der

Sorge für seine Bierfüßler auf der letzten Haltestelle sich selbst auch nicht vergessen, und das zwar sehr zum Nachtheil der Reisenden, denn der hochbepackte Wagen bewegte sich unter ganz ungebührlichem Schaukeln von einer Seite zur andern, so daß Egon schon mehrere Male besorgt hinausgeschaut und zur Vorsicht ermahnt hatte.

Der Abend brach herein; es wurde allmählig ganz finster, nur die Laternen am Wagen leuchteten wie zwei Glühwürmchen in die dunkle Gegend hinaus und warfen, hin und herschwankend, ihren röthlichen Schein bald auf die steile Felswand zur einen Seite, bald in den tiefen Abgrund zur andern, und der kühne Kosselenker hieb, statt vorsichtiger zu werden, nur immer lustiger und toller auf sein leichtfüßiges Gespann ein.

Da gab es plötzlich beim Bergabfahren einen jähen Ruck; der Wagen rollte neben bodenloser Tiefe unaufhaltjam schnell die Senkung hinunter und hielt dann ebenso plötzlich wieder still. Die Kette des Hemmschuhs war gerissen — und nur ein gnädiges Geschick hatte das junge, kaum vereinte Paar vor dem todbringenden Sturze in die Tiefe bewahrt.

Corinna schmiegte sich ängstlich an Egon und flüsterte mit erblaßten Lippen: „Sonst lachte ich über all derartige Gefahr — jetzt habe ich vor ihr zittern gelernt!“ . . .

„Sorge Dich nicht, Geliebte, ich wache über Dich und unser junges Glück,“ entgegnete er innig. Dann verließ er den Platz neben ihr, um selbst das Gefährt sorgsam bis zur nächsten Station zu geleiten, welche sie denn auch ohne Unfall glücklich erreichten.

Bald waren die Nachwirkungen dieses Schreckens überwunden und entzückten Auges erschauten sie am folgenden Tage auf dem Albula-Paß die herrlichen Alpenseen: Silser und Silvaplana, welche riesigen Smaragden gleich in einem Kranze schneebedeckter Berge daliegen.

Endlich war die siebentausend Fuß hohe Paßhöhe erreicht, und vom Balkon des Bernina-Hotels aus genossen sie die prachtvolle Aussicht auf die großartige, das weite Thal umschließende Alpenwelt mit offenen Herzen und offenen Sinnen. Von dem berühmten St. Moritz ging's, an dem reizend daliegenden Pont-

refina vorbei, den höheren und wilderen Gebirgspartien zu. Arm in Arm standen sie am Rande des fest einhersprudelnden, sich übermüthig seine Wege suchenden Flazbach-Wasserfalls und kletterten dann mit heiterer Reiselust ein Stückchen auf den Felsen des Morteratsch-Gletschers hinauf, um dicht neben dieser Eisregion feurigroth blühende Alpenrosen zu pflücken.

An einem schattigen Plätzchen ließ sich das junge Paar zu kurzer Ruhe nieder. Sie band die Alpenrosen zu einem Strauße zusammen, und er lag ihr zu Füßen und schaute entzückt zu ihr auf.

„Sage mir nur Eines,“ hob er, die traute Stille unterbrechend, an: „wie war's nur möglich, Corinna, daß ich so lange ohne Dich sein konnte — und doch leben? . . . Ich begreife es jetzt nicht mehr!“

Dunkle Schatten flogen über ihr eben noch so strahlend glückliches Gesicht und wehmüthig gestimmt bei dem bloßen Gedanken der hinter ihr liegenden Zeit entgegnete sie: „Auch ich hab's überlebt — ,aber frag' mich nur nicht: wie?' . . . Jetzt müßt' ich sterben ohne Dich!“ . . .

Wenige Stunden später durchstreiften die Glücklichen mit frischem Wandermuth den originellen Wald auf dem Johannisberge, dessen Tannen- und Arvenbäume wie lauter ehrwürdige, alte Männlein mit langherabhängenden weißen Moosbärten dastehen, daß es Corinna an dicht verwachsenen, finstern Stellen schier unheimlich zu Muthe wurde und sie eilig in den hellen Sonnenschein zurückverlangte.

Und so ging's weiter und weiter, aus dürftiger und verkrüppelter Vegetation der höhern Regionen wieder hinab in blühende Thäler und Triften. Die Wiesen standen rings voll Blumen und Egon mußte aussteigen und Corinna einen Strauß der hier riesengroßen Marguerites bringen, von denen sie Blüte um Blüte lächelnd zerpflückte und neckend immer wieder fragte: „Er liebt mich? er liebt mich . . . nicht?!“

Nach flüchtigem Durcheilen der alten Stadt Chur und einer Stunde Eisenbahnfahrt war das Ziel ihrer Reise für's Erste erreicht. Die junge Frau sollte sich nur allmählig wieder an die kältere Luft der nördlicheren Heimath gewöhnen, und so hatten sie denn zu mehr-

wöchentlichem Aufenthalt in Ragaz, im Quellenhof — einem der besten und anheimelndsten Hôtels der Welt — Quartier genommen.

Der schöne Tag ging einem herrlichen Abend entgegen. Das alles belebende Himmelslicht säumte die Wolken goldig und goß seine letzten Strahlen wie flüssigen Purpur über die Felsen aus, die unter dieser Beleuchtung zauberisch aufleuchteten. Grünbewaldete Berge, in deren Schatten Millionen von Alpenveilchen blühen und duften, umgeben die Ufer des leise murmelnden Rheins. Liebliche Dörfchen ziehen sich, wie hingestreut, mit ihren versilberten, weithin glänzenden Kirchenkuppeln an den Berglehnen dahin, und einzelne Ruinen, an längst entschwundene Zeiten erinnernd, tauchen aus der grünen Waldumgebung auf und heben sich malerisch mit ihren charakteristischen Contouren vom blauen Himmelssdome ab. In die Klänge der Curkapelle, aus denen sich soeben das Schubert'sche Lied „Am Meere“ mit seiner ganzen Zartheit und Leidenschaftlichkeit entwickelt, und in das verglühende Abendroth, welches die ganze Gegend wie mit rosigem Märchen-

duft umspinnt, mischt sich leise das melodische Abendläuten des Ragazer Dorfkirchleins.

Da öffnet sich eine Balconthür im ersten Stock des Hôtels „Quellenhof“, und ein junges Paar schaut Hand in Hand in die wundervolle Abendlandschaft hinaus.

„Wie ist die Welt so schön“ — flüsterte Corinna's weiche Stimme, als fürchte sie den Zauber, der sie zu umgeben schien, durch ein lautes Wort zu stören.

„Und was wäre mir all die Schönheit dieser Erde, die jetzt mich entzückt, gleich Dir,“ entgegnete Egon tief bewegt, „ruhe Deine Hand nicht in meiner, spiegelte sich die Schönheit dieser Welt für mich nicht in Deinem Auge wieder — Du mein Weib, Du meine Welt!“

Heiß und lange hielten sie einander umschlungen. Das Abendroth verblaßte allmählig — sie hatten's nicht Acht! Sie fühlten nur, daß, was in Zukunft ihnen auch vorbehalten sein mochte — die Glut dieser Liebe, die sich erst nach hartem Kampfe den Sieg errungen, die ihr Glück erst mit zahllosen Schmerzen erkaufte, nimmer erlöschen könne. —

---

XI.

In einem alterthümlichen, geschmackvoll, doch schlicht ausgestatteten Gemache des Herrenhauses der Familie von Steinberg, saß der Major von Ahrenburg mit seinem liebenswürdigen Wirth und Freunde von Alters her, wieder einmal bei einer Partie Piquet.

Der aufgeschlagene Kartentisch stand zwischen den beiden Herren; antike, mit vielfachen Facetten und Sternen geschliffene Gläser, gefüllt mit goldgelb funkelndem altem Rheinwein, waren ihnen handgerecht nahe gestellt, und die zarte Blume des edlen Getränks duftete so verführerisch lieblich, daß die Spielenden dem allzu großen Reize denn auch keinen gar zu heldenmüthigen Widerstand entgegen setzten und von Zeit zu Zeit einen recht herzhaften Zug aus den hohen, hellglänzenden Gläsern thaten.

Die Karten waren eben wieder auf's Neue vertheilt und mit behäbiger Sorgfalt zu frischem Spiele in der Hand fortirt.

„Fünf Blatt,“ hob der Major vergnügt lächelnd an.

„Sechs Blatt,“ fiel sein Gegenüber, ihm die Freude störend, ein.

„Vierzehn Könige,“ meldete Ahrenburg mit unbeirrtem Muthe und warf einen triumphirenden Blick auf sein Vis-à-vis, wie ein Mann, der des Unterliegens seines Gegners ganz sicher ist.

„Vierzehn Aß,“ lautete die Antwort darauf, welche mit ruhiger Ueberlegenheit gegeben wurde.

„Verwünscht!“ rief Ahrenburg ärgerlich; „daß Du mich auch immer überbieten mußt!“

Der Andere zuckte gleichmüthig die Achsel und zählte mit zufriedener Miene: „Vierzehn Aß und sechs Blatt macht zwanzig . . . und dann einen Fünfzehner macht fünfundneunzig —“

„Ah, das auch noch? Nun, jetzt hör' aber einmal auf! . . . Wenn Du Alles hast, wie soll ich dann

mein Vergnügen beim Spiele finden," brummte der Major verdrießlich.

„Sechsendneunzig, siebenundneunzig, acht —“

„Laß mich doch auch einmal einen Stich machen,“ fiel Ahrenburg wieder hitzig ein, doch der Oberst zählte mit ungestörter Ruhe unbarmherzig weiter, überließ darauf großmüthig seinem Freunde einige Stiche, weil er sie eben nicht nehmen konnte und schloß darauf schmunzelnd: „Hundert und zwei, hundert und drei und der letzte Stich — macht: hundert und dreizehn . . . Siehst Du, Albertchen,“ scherzte er, gut aufgelegt, „Du verstehst das Spiel nicht — Du mußt die Karten besser mischen.“

Dem Major schien die Zweckmäßigkeit dieses Raths einzuleuchten; er nahm ihn sich wenigstens zu Herzen und mischte und mischte mit solcher Energie und Ausdauer, daß seinem Partner darüber das alleinige Interesse am Spiel verging und er von Anderem zu plaudern anfang. Dann unterbrach er auch diese gleichgültigen Bemerkungen und fragte darauf mit lebhaftem Interesse: „Sage einmal, Ahrenburg, hast Du

in letzter Zeit nichts von Deiner geschiedenen Frau gehört?"

„Ich glaube, sie ist in Italien,“ entgegnete dieser gleichmüthig und mischte ruhig weiter.

„Gewesen — ja, aber jetzt nicht mehr,“ bemerkte der Oberst.

„Nun dann, meinethwegen wo anders!“ lautete die eben nicht liebenswürdige Antwort.

„Das ‚Deinethwegen‘ wird sie jetzt auch gerade nicht kümmern . . . nachdem sie sich zum zweiten Mal vermählt —“

Ahrenburg hielt plötzlich im Kartenmischen inne und schaute auf, als hätte er nicht recht verstanden.

„Wenn Du Deine Spässe in der Beziehung — weißt Du — lassen wolltest,“ sagte er in gezwungen ruhigem Tone; „so würdest Du mich sehr verbinden.“

Seine Stimme klang eigenthümlich scharf und zögernd und er legte das Spiel Karten, das er bisher unbarmherzig in seinen Händen maltrairt, hart auf den Tisch.

„Ich scherze durchaus nicht,“ antwortete der alte

Herr von Steinberg, „sondern wollte Dir nur mittheilen, was mir meine alte Freundin, die würdige Frau von Scheller geschrieben und was mein Bruder mir, von Ragaz aus, dieser Tage gleichfalls bestätigt“ —

„Und was haben Dir denn all' Deine würdigen Freunde und Verwandten berichtet?“ fragte Ahrenburg spöttisch und trommelte in schlecht beherrschter Aufregung auf den Tisch.

„Ruhig, ruhig, Freund,“ mahnte der Oberst. „Genau genommen geht es Dich ja gar nichts mehr an, wie Corinna ihre Zukunft gestaltet — wenn nicht allenfalls noch ein wenig freundschaftliche Theilnahme Dich einiges Interesse dafür haben läßt —“

Er hielt inne, als warte er auf eine Bestätigung seiner eben ausgesprochenen Vermuthung, doch als er keine Antwort erhielt, fuhr er gelassen fort: „Nun, wie dem auch sein mag, Thatsache ist: daß sie sich seit ungefähr vierzehn Tagen wieder vermählt hat und dabei schön aussehen soll wie eine eben aufgeblühte Rose.“

Flammende Röthe bedeckte jetzt des Majors Gesicht;

doch der Oberst, dieses Anzeichen aufsteigenden Zornes nicht beachtend und nur seinem Gedankengange folgend, sprach unbeirrt weiter: „Und so glücklich soll sie aussehen, so wenig und selten sie sich auch unter den Leuten sehen läßt, daß selbst die Götter ob solchen Glückes neidisch werden könnten.“

Er glaubte in seiner Herzensgüte: die Ueberzeugung von Corinnas wahrhaftem Wohlergehen müsse den Major sich mit ihrem Schritte zweifelsohne ausöhnen lassen, wenn er sich selbst im ersten Moment von ihrer Schicksalswendung unangenehm oder peinlich berührt fühlen sollte.

Ahrenburg starrte jedoch finster vor sich hin, in seinen untwischen Mienen war nichts von Ergebung in die ihm unliebsame Thatsache zu lesen. „Und wer ist ihr? . . . der . . . Unglückliche?“ stieß er endlich zwischen den Zähnen hervor und wurde plötzlich blaß.

Der Oberst lachte anscheinend harmlos auf.

„Da hört aber doch Alles auf! den Gatten einer so schönen, geistvollen Frau nennst Du ‚unglücklich?‘ . . . Du glaubst wohl, weil Du mit ihr nicht glücklich

warst, könne es auch kein Anderer sein? . . . Bist Du immer noch so gehässig gegen Corinna gesinnt? Das hätte ich kaum gedacht!“

Ahrenburg beantwortete diese Vermuthung nicht, sondern blickte seinen Freund halb zornig, halb erwartungsvoll an.

„Ach so,“ erinnerte sich dieser jetzt; „Du fragtest ja nach dem Namen des ‚Unglücklichen?‘ . . . Nun, der arme Mann, der von Manchem — wie mir mein Bruder schreibt — geradezu um sein ‚Unglück‘ beneidet wird, ist . . . ein Herr von Werdenberg.“

„Ha! so, ja, natürlich! Ich hätte mir das übrigens auch selbst sagen können!“ rief der Major heftig. „Aber nur Geduld, wir sind noch nicht am Ende aller Tage . . . Sie sollen dieses ‚große Glück‘ auch bald zum längsten genossen haben! Des Himmels Zorn auf die Elenden herab!“

Der Oberst, ein alter jovialer Herr, der, trotz seines bisherigen fortgesetzt freundschaftlichen Verkehrs, eben nicht sonderlich mit Ahrenburg sympathisirte, blickte jetzt ganz betroffen drein und entgegnete in ernstem,

tadelndem Tone: „Erlaube mir, Dir zu bemerken, Adalbert, daß Du Dich denn doch ganz sonderbar äußerst. Du hast die Hand Deiner Frau nun einmal freigegeben und warst anfänglich mit der Lösung dieser Ehe, die auch Dir wenig Glück gebracht, ganz zufrieden — so viel ich mich erinnere. Du hast mir ja selbst gesagt: daß Corinnas Wesen und Charakter eigentlich nicht Deinen Ansprüchen genüge — außerdem habe ich auch noch sonst mancherlei über Dich und Deine frühere unglückliche Ehe erfahren, was ich, aufrichtig gestanden, als Dein und Corinnas Freund, lieber nicht gehört hätte. Es war für Euch Beide jedenfalls das Beste, daß Ihr auseinander ginget . . . Warum also jetzt noch nachträglich dieser ganz ungerichtfertigte Zorn?“

„Ich hätte ihr ihre Freiheit auch weiter gegönnt,“ erwiderte der Major, aus finstern Sinnen auf-fahrend; „so lange sie nämlich — wie ich damals schon bei meiner Einwilligung zur Scheidung ihrer Mutter andeutete — den Wittwenstand meiner Gesellschaft vorgezogen hätte. Ueber schlechten Geschmack

läßt sich nun einmal nicht streiten, und so mochte sie ihren Willen haben! . . . Aber, sich wieder verheirathen, einem andern Manne angehören und mit ihm glücklich sein — nein, das soll sie nicht! das dulde ich nicht!“ rief er immer heftiger werdend.

„Zu dulden wirst Du hierbei, mein lieber Ahrenburg, wohl jetzt nichts mehr haben; dazu ist es nun zu spät!“ erinnerte Steinberg abermals in beschwichtigendem Tone. „Aber selbst Dein heftiges Eifern dagegen ist ganz absurd! . . . Nimm mir den Ausdruck nicht übel; aber ich weiß wirklich nicht, wie ich Dein ungestümes Gebahren anders bezeichnen soll . . . Weil das arme junge Weib also einmal in ihrem Leben so unglücklich gewesen, da sollte sie auch ihr ganzes Dasein fernerhin vertrauern und hätte, nach Deiner Ansicht, jedem weitem Glücke, das sich ihr bot, entsagen müssen? Und warum? . . . Und wenn Du Dich nun wieder verheirathet hättest — was hätte sie darnach gefragt? Ihr wäre es vielleicht noch eine Beruhigung gewesen, Dich über Dein Mißgeschick getröstet zu wissen.“

„Das glaube ich schon,“ entgegnete der Major

höhnisch; „sie liebte mich auch nicht — ich aber . . . ich liebte sie und liebe sie noch . . . und da soll sie keinem Andern angehören!“

„Und warum nicht? frage ich noch einmal und ich will Dir auch sogleich diese Frage beantworten. Der Gedanke ist Dir und Manchen, die eben so denken, wie Du, unangenehm, weil Ihr Euch zuviel an's Materielle hängt und die Hauptsache, das Geistige, darüber vergeßt! . . . Und was Deine ‚Liebe‘ anbelangt — höre 'mal, alter Knabe, da mach' mir doch nichts weiß! Dieses ‚ich liebe sie‘ oder im andern Fall ‚ich liebe ihn‘, ist solch eine bequeme Redensart, mit der Viele sich selbst oder Anderen etwas einzureden suchen — aber, wo es darauf ankommt, dieses prätendirte Gefühl durch ihr Verhalten zu bethätigen, da wissen sie vertheufelt wenig davon! . . . Ich lebe doch nun auch schon lange genug in der Welt, um mir ein Urtheil erlauben zu können, und habe mancherlei Curioses gesehen — das ist mir denn aber doch nicht vorgekommen, daß ein Mann, der seine Frau ‚wirklich‘ geliebt — sich ‚handgreiflich‘ an ihr vergangen hätte . . .

Ich zähle uns dabei selbstverständlich zu der Classe von Leuten, wo dergleichen vom Standpunkte der Ehre — nicht des körperlichen Schmerzes — betrachtet und beurtheilt wird.“

„Ach, es ist lächerlich, von solchen Kleinigkeiten wie diese, auf welche Du anspielst, solch ein Aufheben zu machen,“ entgegnete Ahrenburg unberührt. „Sie hätte sich, wenn sie eine brave Frau gewesen wäre, um solcher Lappalie willen nie scheiden lassen sollen, sondern meine Strenge und Heftigkeit durch ihre Demuth entwaffnen müssen. Aber sie ist eben kein milder, weiblicher Charakter! . . . Dich scheint sie übrigens auch verhext zu haben, wie Jeden, der in ihre Nähe kommt, da Du, alter Narr, für sie jetzt die Rolle des Anwalts spielst!“ schrie Ahrenburg wüthend und sprang heftig vom Stuhle auf.

„Der alte Narr‘ mag Dir in Anbetroff unserer bisherigen Freundschaft und in Deiner Eigenschaft als mein Gast hingehen,“ entgegnete der Oberst mit Würde, indem er sich ebenfalls erhob. „Auch spiele ich für Niemand irgend eine Rolle, sondern spreche einfach,

wie ich denke. Doch genug für heute — meine Worte schlugen doch nur an Ohren, in denen es vor ungerechtem Zorn faust und braust, und denen daher richtiges Auffassen und Verstehen schwer fällt.“

„Solcher Worte für heute und für immer genug!“ schrie Ahrenburg heftig dagegen. „Ich brauche Deine Sittenpredigten — über deren Moral Mancher in Entsetzen gerieth — nicht!“

„Mancher, wie Du!“ zürnte der Oberst, jetzt ebenfalls aus seiner bisherigen Ruhe gebracht, „das ist schon möglich! . . . Was recht ist, sollte zwar für Alle als recht gelten, doch ist dem leider oft nicht so. Auch das Recht ist vieldeutig, je nach dem Standpunkte, den man ihm gegenüber einnimmt — wenigstens deuten es die Menschen verschieden. Ich sage, Corinna that recht, ihre Ehe zu lösen — Du behauptest das Gegentheil. Du schiltst sie unweiblich, weil sie den Muth fand, einer Welt von Vorurtheilen entgegen zu treten — und ich sage Dir, sie ist so weiblich, wie wenige ihres Geschlechts, die sich für hoch ehrbar und rein halten! Den Mann, der sie so behandelte, noch länger

achten und lieben, das konnte sie nicht — folglich war es ihrer Natur unmöglich, ihm noch länger als Gattin anzugehören. Wenn auch die Liebe in der Ehe fehlt — die Achtung darf wenigstens nicht schwinden, oder das Fortbestehen der Ehe wird einem edlen weiblichen Wesen zur Unmöglichkeit. Trotzdem können ja auch sonst irgend welche Umstände in solchem Falle zwingend wirken, um das Band wenigstens nicht völlig zu zerreißen — hier in Eurem gab es nichts Derartiges! . . . Der geringer begabte Mensch handelt nach Instinkten — der höher begabte nach einer innern moralischen Nothwendigkeit.“

Er trat dem Major näher und sagte nachdrücklich: „Vergiß nicht, Ahrenburg, daß Corinna zu den außergewöhnlichen Naturen gehört und daß an Manches in dieser Welt ein anderer Maßstab gelegt werden muß, als der, welcher in kleinlicher Weise tagtäglich gebraucht wird —“

„Besonders, wenn's eine schöne Frau zu bemessen gilt!“ fiel der Major höhnisch ein. „Deine Reden werden aber weder ihr, noch Dir etwas nützen!“

„Ich bin ein alter Mann, dem das ehrwürdige Silberweiß bereits das Haupt umwallt und der nun schon dreißig Jahre lang in glücklicher Ehe mit seinem Weibe gelebt hat — und hinter mir liegt ein ‚ehrenvolles‘ Dasein. Ich habe die Rechte des Andern stets respectirt und weiß darum auch sehr genau, zu welchen Anforderungen unsere Menschenwürde uns berechtigt, und begreife vollkommen, wohin eine feinfühlende Frau gebracht werden kann, wenn sie an der Seite eines Mannes leben muß, dem alles Zartgefühl abgeht, der ihre Rechte mißachtet, der für sich ‚alle‘ Freiheit beansprucht und der sie wie seine ihm mit Leib und Seele angehörende Sclavin betrachtet . . . Ich wollte zwar anfangs nicht weiter darüber reden — doch jetzt, wo Dein unmännlicher Zorn Dich zu unbedachten Aeußerungen hinreißt, wo Du vielleicht auf ferneres Unheil sinnst . . . da fühle ich mich verpflichtet zu sprechen, da kann ich Dir die Wahrheit und meine Beurtheilung, welche gewiß keine ungerechte ist, nicht vorenthalten; und so leid es mir auch thut Dir das sagen zu müssen — aber: Dein Betragen gegen Deine

Gemahlin war ein durchaus unwürdiges — ja miserables . . . und daß es so weit zwischen Euch kam, war ‚Deine‘ Schuld.“

„So? Also mir fehlte die Würdigkeit!“ schrie der Major aufgebracht dagegen; „und sie war so überaus zartfühlend? Da hat sie sich wohl auch aus lauter Zartgefühl in einen andern Mann verliebt? . . . Wie nennst Du denn das?“

„Das nenne ich ein großes Unglück — aber kein fluchwürdiges Verbrechen, zu dem Du es gern stempeln möchtest, um für Dich Entschuldigungsgründe zu finden. Eine Frau von Corinnas Charakter verliebt sich nicht in einen andern Mann aus unedlen Motiven — die wird nur aus echt weiblichem Bedürfniß nach reiner, edler Liebe und durch vergebliches Sehnen darnach — weil sie nichts davon in ihrem Manne gefunden — dahin getrieben . . . Eine Frau, welche den ihr angetrauten Gatten nicht lieben kann und sich das Herz doch auch nicht aus der Brust zu reißen vermag, um auch für einen Andern nichts zu empfinden, — ist vielleicht nicht fehlerlos, kann aber, trotz ‚dieser‘

Schuld, doch tugendhaft sein; kann trotzdem zarter und edler fühlen als hundert andere ihres Geschlechts, für welche das Festhalten an dem einmal Erwählten auch noch lange kein Verdienst ist. Denn entweder trat an diese nie die Versuchung heran oder sie hatten keine Ursache zur Unzufriedenheit . . . Und hast Du in Deinem Richter-Hochmuth auch nur eine Ahnung von den zahllosen Kämpfen und Schmerzen, welche solch ein armes Weib, tief verschlossen in ihrer Brust, oft unter Lächeln und scheinbar beneidenswerthem Glücke, durch ein langes, innerlich gänzlich freudloses Dasein mit sich dahin schleppen muß? . . . Und findet nun einmal eine Frau die Kraft und den Muth, einer solch elenden Existenz — welche keinem Theile Glück zu geben vermag — ein Ende zu machen — — was ist denn Verdammungswürdiges oder gar Unehrenhaftes dabei? . . . Blicken wir nur klaren Auges um uns und weiter und tiefer in's Leben hinein, durchdringen wir die geschickt vorgehaltenen Masken jener Kategorie von Frauen, die auch recht zahlreich vertreten ist und die sich überall wiederfindet; ich meine jene: die sich stolz

mit ihrer Tugend brüsten und die in moralischer und feilischer Beziehung doch tief unter Derjenigen stehen, welcher der Widerstreit zwischen innerm und äußerem Leben schließlich so unerträglich dünkt, daß sie ihre Fesseln endlich zerbricht — nur um nicht länger unausgesetzt lügen und heucheln zu müssen! . . . Und treiben jene Anderen nicht auch oft ‚heimlich‘, was sie öffentlich verdammen — und selbst doch nicht lassen können? Aber freilich geschieht's da nur, indem sie schlau den Schein festzuhalten wissen, als wären ‚sie‘ zu einer ‚öffentlichen Scheidung‘ viel zu pflichtgetreu und viel zu christlich gesinnt — obgleich es in Wahrheit doch nichts als Feigheit und mehr noch: Festhalten an den gewohnten Annehmlichkeiten ihrer Stellung und am vielleicht gewohnten Luxus ist. Wären Viele nicht zu geistesträge, zu gefühlarm, zu sinnlich, zu genußsüchtig — sie zerrissen eben auch ganz gern ihre Bande — und so hält solche Frauen nicht eine nur vorgeschützte oder sich selbst eingeredete höhere Moralität, sondern ganz gemeine Beweggründe halten sie in ihren Verhältnissen fest — und ich sage: ein Psui über

solche Tugendheldinnen! reißt ihnen die stolze Heuchlermaske vom falschen Angesicht und seht wie die ‚eigentliche‘ Physiognomie dahinter ausschaut.“

Der alte Oberst hielt tief Athem holend inne; er hatte sich für seine Ueberzeugung und in der Sorge um Verhütung neuen Unheils, das ihm hinter der düster gefalteten Stirn Ahrenburgs zu lauern schien, warm geredet.

„Du überzeugst mich mit all Deinem Reden nicht, denn ich bleibe dabei: es war dennoch grundschlecht von ihr, daß sie von mir ging und jetzt auch noch zum zweiten Mal geheirathet hat,“ beharrte der Major mit dem Eigensinn des Egoismus, der nach nichts Anderem als nach seinem eigenen Interesse fragt. „Und die Strafe dafür soll auch nicht ausbleiben. . .“ setzte er mit finsterner Entschlossenheit hinzu und trat in eine Fensternische.

Unsichern, irrenden Blicks schaute er in's Freie, und an seinem innern Auge zogen unheimliche, schwarze Gebilde vorüber. „Er soll sie nicht besitzen! . . . War ich ihr zu schlecht, so soll kein Anderer ihr gut genug sein — ich will's nicht!“ sprach's Unheil gebärend in

ihm; und wie Irrlichter auf einem Sumpfe, blitzte es in seinen unruhig schwankenden Gedanken hier und da auf und erlosch dann wieder; er schüttelte unzufrieden mit dem Kopfe. Wieder sann und sann er, und immer finsterner wurde es in ihm. Da züngelte plötzlich etwas Furchtbares, wie eine Flamme, die ihre Gluth aus der Hölle nahm, in seinen düstern Augen empor. War er bereits mit sich einig?

Herr von Steinberg konnte Ahrenburgs von ihm abgewandtes Gesicht nicht sehen und weil jener längere Zeit schweigend und ruhig verharrte, glaubte er annehmen zu dürfen, seine Worte fänden doch schließlich Eingang und Verständniß bei seinem bisherigen Freunde und wirkten beruhigend auf ihn, und so fuhr er denn mit beredter Theilnahme fort: „Sieh, lieber Adalbert, so peinlich Du Dich auch im Augenblick von Corinnas Wieder-Vermählung berührt fühlen magst, so wirst Du doch allmählig zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie weder ‚jetzt‘ Unrecht gethan, noch ‚damals‘, als sie auf eure Scheidung drang. Frauen, welche unter ‚derlei‘ Verhältnissen, wie sie leider zwischen euch bestanden,

fortdauernd die fromme Duldermiene beibehalten, sind entweder Heuchlerinnen, wie ich vorhin ausführte, oder geistig und seelisch gering begabte Geschöpfe, oder auch leibhaftige Engel — aber nicht warm und stark empfindende Menschen! . . . Ich finde es nur vernünftig und natürlich, wenn der höher organisirte, über dem bloß Materiellen stehende Mensch in Verhältnissen zu leben begehrt und sich solche, mit am Ende doch auch erlaubten Mitteln, zu schaffen sucht, in denen er, in äußerlich achtbarer Stellung, auch innerlich — ohne sich selbst zu verlieren und das Edelste in sich in den Staub ziehen zu lassen — existiren kann.“

Der Major wandte sich jetzt heftig nach dem Redenden um und sagte voll Hohn: „Deine herrliche Philippica verdiente wirklich, von hoher Bühne herab, vor versammeltem Publikum gehalten zu werden. Ich fürchte nur das Eine dabei: daß Du Dich nämlich zu solch edelmüthiger Höhe versteigst, daß Dir hernach das Herabklimmen in's gewöhnliche Leben schwer fällt.“

„Laß nur gut sein, Du reichst mir am Ende noch selbst die Hand dazu,“ entgegnete der Oberst, welcher

den Glauben an das bessere Selbst seines Freundes, trotz manchen Gegenbeweises, in seiner eigenen Herzensgüte mit unerschüttertem Vertrauen festhielt. „Sei vernünftig, Adalbert,“ wandte er sich auf's Neue herzlich an den Major, „Du hast doch nun einmal Deine Einwilligung zur Scheidung gegeben und kannst durch all Dein nachträgliches Zürnen nichts an der jetzt feststehenden Thatsache ändern. Und was sollte auch dieses starre Festhalten an ‚Formen‘, wenn ‚innerlich‘ doch schon Alles auseinandergebrochen ist?! Noch dazu in Eurer Lage, wo nicht einmal ein liebes Kind Euch länger zusammenhielt und Euch wenigstens in ‚einer‘ Beziehung hätte veranlassen können, mit einander auszuharren, wo Eurer beiderseitigen vollen Freiheit also gar nichts im Wege stand . . . Sieh, Ahrenburg, wenn der Conflict einmal so weit gediehen ist, da ist offene, ehrliche Scheidung wahrlich besser, als der bei Unlöslichkeit der Bande, wo der Unterdrückte in seinem Unterdrücker nur zu oft seinen Kerkermeister oder gar Henkersknecht sieht, gewiß auch häufig, wenn auch ganz still und heimlich auftauchende Wunsch:

der liebe Gott möge als . . . Befreier auftreten . . . Ein edler Mensch wünscht sich selbst den Tod, wenn ihm die Qual auf Erden zu groß wird; ein weniger edler, und das ist leider die überwiegende Zahl, wünscht seinem Gegner . . . das Verderben.“

Der Major zuckte zusammen — doch er schwieg und Steinberg fuhr fort: „Wären die Menschen wirklich nicht solch sündhafter Gedanken fähig, käme dergleichen überhaupt nicht so häufig im Leben vor, so würden, glaube ich, unsere Schriftsteller, welche alle äußeren und inneren Vorgänge des menschlichen Lebens getreu wieder zu spiegeln versuchen, nicht so oft zu dem schlechten Mittelchen greifen: den ‚Tod‘ als einzigen Befreier aus dergleichen Wirrsalen auftreten zu lassen. Dort heißt es dann freilich mit frommem Händefalzen und scheinheiligem Augenverdrehen: ‚Der liebe Gott hat’s so gefügt . . . ich hätte nimmer die heiligen Bande der Ehe zerrissen.‘ Die Wittwe trauert dann noch ein Weniges, doch ist sie im Grunde herzlich froh, daß der liebe Gott ‚so gut‘ war . . . Und der es schrieb, und der es las, freut sich mit der frommen Wittwe, daß

Alles ‚vor der Welt‘ so fein säuberlich und hübsch ordentlich zugeht! . . . Doch wie sieht die Sache nun eigentlich, bei hellem Lichte betrachtet, aus? Erstens wird der liebe Gott nur als Deus ex machina benutzt, und zwar, weil ein offenes Verfahren vor dem Publikum Anstoß erregen könnte, und zweitens greift selbst manch renommirter Schriftsteller gewiß nur deshalb zu solchem, oft recht forcirtem Aus Hilfsmittel; weil ihm, der selbst nicht denkenden Menge gegenüber, solch ein kleiner moralischer Todtschlag immer noch als ein geringes Aergerniß erscheint, als eine öffentliche Scheidung. — Ob das Compliment, welches damit dem allgemeinen moralischen Bewußtsein und der allgemeinen geistigen Urtheilskraft gemacht wird — groß ist, will ich jetzt nicht näher beleuchten! Jedenfalls ist diese literarische Erscheinung von nicht zu verkennender Bedeutung dafür, wie unselbstständig im Denken und in Vorurtheilen befangen noch immer trotz aller Aufklärung die Mehrzahl der Menschheit dahinlebt —“

„Höre auf mit Deinen in jede Falte des Herzens greifenden Erörterungen! Deine Rede wird ohnehin

allgemach wie Wagner'sche Musik, d. h. nicht nur unverständlich, sondern auch abscheulich!"

Ein feines Lächeln glitt über des Oberst's von Steinberg geistreiche Züge. „Und doch schuf der große Meister trotz manchem uns Unverständlichem so wundervoll Erhabenes und Großartiges, daß ich's wohl zufrieden wäre, könnte ich mit Worten reden, wie er mit Tönen . . . Freilich kann er ‚darauf‘ keinen Anspruch machen, daß der ganze große Haufen die Erhabenheit seiner Musik begreift und die tiefen Schönheiten seiner Compositionen voll erfäßt.“

„Und trotz Deiner Begeisterung für dieses Genre,“ warf der Major mit einer gewissen Schadenfreude ein, „wirßt Du nicht leugnen können, daß die Wagner'sche Musik — um bei diesem Beispiele zu bleiben — auch viele Schattenflecke hat.“

„Ist doch der Himmel selbst nicht ohne Wolken, — wie sollte etwas Irdisches da schattenlos sein? entgegnete Herr von Steinberg milde. „Wer von seinen Mitmenschen ein gänzlich fleckenloses Spiegelbild erwartet, der hat der menschlichen Natur wahrlich nie

auf den Grund geschaut, hat nie mit seinem Geiste die Grenze der menschlichen Fähigkeit begriffen und erforscht, sondern hat den Blick stets nur flüchtig über die Oberfläche dahingleiten lassen. Nichts Vollendetes ist hier auf Erden zu finden — doch Thorheit ist's, darum das Ganze zu scheitern! Und wie nun die Welt, trotz ihrer Mangelhaftigkeit im Einzelnen, doch so unendlich viel Schönes im Ganzen bietet — so kann und sollte bei Beurtheilung eines Werkes oder Individuums auch nur als ‚Maßstab‘ gelten, ob Licht oder Schatten überwiegt; ob die schwarzen Wolken die Himmelsbläue zu überziehen drohen oder ob das Himmelslicht selbst die dunkeln Stellen durchdringt und mit seinem göttlichen Scheine selbst das Unschöne verklärt! . . . Verstehe mich übrigens nicht falsch! Ich rede durchaus keinen unklaren Zukunfts-Ideen das Wort; ich stimme durchaus nicht für eine Scheidung ohne vollwiegende ‚Gründe‘, die solchen durchaus ernsten und traurigen Schritt unumstößlich erfordern. Ich meine nur, es ist in vielen Fällen wahrlich besser, das umgehängte, Alles so hübsch bequem zudeckende Män-

telchen von der oft bis in's tiefe Herzfleisch einschneidenden Wunde fortzuziehen und die franke Stelle mit ehrlichen, offenen Mitteln zu heilen — als, gleich der stumpfsinnigen Menge, sehend blind sein zu wollen, weil Letzteres zumeist bequemer und auch vielfach vortheilhafter ist . . . Wer es auch so zufrieden ist, mit sich und dem Leben auch so zurecht kommt und fertig wird — um den will ich mich gewißlich nicht nutzlos ereifern — — aber bei Leibe darf sich ein Solcher darum nicht besser dünken oder gar glauben, ein Recht zu besitzen, mit dem ecklen Geifer seiner Schmähungen Den befudeln zu dürfen, der anders geartet ist als er, und der darum auch anders fühlt und denkt, als er.“

„Du sprichst eine deutliche Sprache, das muß man Dir lassen! und vertheidigst noch dazu eine schlechte Sache — denn äußere Wohlständigkeit gilt Dir nichts!“ fiel der Major bissig ein.

„Ich will auch deutlich sein! Das ist gerade meine Absicht. Mit blaffen, mattherzigen Reden läßt sich solcher Gegenstand nicht erörtern, und zu solchen habe ich weder Lust noch Anlage. Sonst aber geht

mir die ‚innere‘ Wohlanständigkeit über die ‚äußere‘, und es thut mir leid, daß Dir meine höhere Moral nicht zugänglich ist; sie verdammt heimlich=sündhafte Gedanken und Wünsche — achtet aber offenes, thatkräftiges und ehrliches Handeln! Und wenn ich einmal auf die Heuchelei und Verstellung der ‚menschlichen Gesellschaft‘ zu sprechen komme, dann läuft mir alle Mal die Galle über — was eben auch kein Wunder ist! Diese Gözendienerin stellt sich selbst auf ein recht hohes Piedestal; aber nur um auf den Andern, der nicht mit ihr in's gleiche Horn stößt, recht tief herabsehen zu können, und ihr Motto heißt: ‚Nur öffentlich kein Aergerniß geben‘, — was sich jedoch ein Jeder im Stillen denkt und wie er handelt, da, wo er glaubt, daß es Niemand sieht — darauf kommt's nicht an! . . . Doch ich finde diesen Lehrsatz, dem Unzählige mehr oder weniger bewußt und unbewußt nachleben — schmachvoll! . . . Und doch, wenn wir's recht überlegen — ist's allein die Schuld der armen, verblendeten Masse? Trifft einen großen Theil der Schuld nicht auch Diejenigen, welche die gesellschaftlichen Gesetze

feststellten und welche den Ton angeben, nach dem der blinde Haufen tanzt? Darum klingt auch der einzelne Schrei nach Wahrheit so verwunderlich dazwischen, weil das Ohr der Welt solch reinem Laute einer größern Seele entfremdet ist!... Nach der unverfälschten Wahrheit streben und Lug und Trug so weit wie möglich von uns abschütteln, sowie die Menschheit aus knechtischem Ideen=Zwange, in dem sie Irrthum, eigene Geistessträgheit und Engherzigkeit gefangen hält, durch Wort und Beispiel frei machen — das sollte das redliche Streben eines jeden redlichen Menschen sein! Und ist das schöne Ziel auch nur unvollkommen zu erreichen, so bleibt das Ringen darnach doch immer eine Aufgabe, welche sich nur ein reines, edles Gemüth stellen kann —“

„Du blendest ja förmlich mit Deiner Beredtsamkeit!“ fiel Ahrenburg spottend ein. „Und fürchtest Du nicht, Du großer Freiheitsprediger, daß die blöde Menge, wie Du Dich auszudrücken beliebst, gar nicht befähigt ist, den unverhüllten Strahl der Wahrheit zu ertragen, und daß das Licht, welches Du für so

fegen=spendend hältst, leicht gefährlich zündend wirken könnte?“

„Ich will Dir auf Deinen nicht ganz ungerechtfertigten Einwurf nur durch ein Beispiel antworten: Als in Rußland — ich glaube, im Jahre 1860 — beim Militär die Prügelstrafe aufgehoben wurde, da wußten die Herren Officiere — wie mir einer derselben einmal erzählte — anfänglich gar nicht, was mit den an solche Strafe gewöhnten und besserer Behandlung und feinerem Ehrgefühl noch nicht zugänglichen Soldaten beginnen; die Leute nahmen sich allerhand Freiheiten heraus und trogten darauf: daß es keine Prügel mehr gebe — und ihre Herren Vorgesetzten verstanden sich ohne Prügel nicht zu helfen. Allmählig und verhältnißmäßig schnell wurde die Sache jedoch anders! das Ehrgefühl erwachte und es lernten eben beide Theile auch ohne Stock mit einander auskommen, und bald verkannte Niemand mehr die Vortheile dieser menschenwürdigeren Behandlung. . . . Und um bei dem nun einmal gewählten Beispiele zu bleiben, so will ich noch hinzufügen: daß, so sehr das

Desertiren früher zur Tagesordnung gehörte — obgleich die härtesten Strafen den Schuldigen trafen — das Fortlaufen jetzt bei den milderen Militärgesetzen kaum jemals wieder vorkommt. — Du siehst also aus dem Allem, daß in dem Menschen denn doch ein Höheres, Edleres lebt, was ihn auch ohne oft schmerzhaftes Zwangsmittel zur Pflicht anhält, und daß der Mensch — ich rede hier natürlich von stumpfen, nicht verstockten Naturen — sich stets mehr durch die Macht des Geistes und durch die Milde des Gesetzes, als durch äußere Fesseln und strenges Regiment gebunden fühlt.“

„Und sollte auch manch Wahres in Deinen Worten liegen, was ich übrigens stark bezweifle — denn der Mensch parirt gewöhnlich nur, wenn er die Kette fühlt,“ entgegnete Ahrenburg düster. Und mit um so größerer Beharrlichkeit zu seinen eigenen finstern Gedanken zurückkehrend, je mehr ihn der Oberst davon abzubringen suchte, setzte er hinzu: „Helfen kann mir das Alles doch nichts! Was kümmert mich ihre ‚äußere oder innere Berechtigung‘ zu dem einen oder andern Schritte.“

Ich hab's ihr durch ihre Mutter sagen lassen: daß ich nichts dagegen hätte, wenn sie die ‚Wittwenschaft‘ — meiner Gesellschaft vorzieht... warum hat sie sich nicht darnach gerichtet?!”

Er versank abermals in sein früheres dumpfes Hinbrüten und sein Gesicht zeigte einen so haßerfüllten Ausdruck, daß dem Oberst ganz sonderbar zu Muth wurde.

Steinberg trat dessen ungeachtet auf den Major zu, legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter und sagte mild und freundlich: „Laß Dein finstere Sinnen, Adalbert! berührte meine Nachricht Dich auch schmerzlicher als ich vermuthete, erspart hätte sie Dir ja doch nicht werden können; erzählte ich es Dir nicht heute — sprach Dir vielleicht morgen ein Anderer davon. Also zürne mir nicht und ertrage als Mann, was zu ändern nicht mehr in Deine Macht gegeben ist und was Du in seiner Hauptursache ja selbst verschuldet hast... Fühlst Du Dich auch unbefriedigt, gönne ihr wenigstens ein Glück, das so selten auf dieser Erde zu finden ist und das ihr ja auch erst nach vielfachen Schmerzen zu Theil geworden ist.“ —

Ein Blick, so höhnisch und wuthersfüllt brach jetzt aus Ahrenburgs Augen und blitzte dem Oberst so scharf und Schweigen gebietend entgegen, daß dieser betroffen davor verstummte. Ein peinliches Gefühl beschlich ihn; er fürchtete, er habe umsonst zum Frieden und zur Vernunft geredet und seine Worte seien wie Saatkörner auf einen Stein gefallen.

„Ich danke Dir für Deine gute Absicht, Deine bisherige Gastlichkeit und Freundschaft,“ sagte Ahrenburg mit erzwungener Ruhe. „Doch jetzt leb' wohl... noch in dieser Stunde reise ich“ . . .

„Wohin?“ fragte Herr von Steinberg, über diesen so plötzlichen und ihm so unerwartet kommenden Entschluß fast erschreckt.

Ahrenburg wich den forschend auf ihn gerichteten Blicken aus und sah starr vor sich nieder. „Das weiß ich noch nicht —“ entgegnete er unsicher. „Ich muß einmal erst . . . das Terrain recognosciren,“ lachte er dann schrill auf.

„Weißt Du, Ahrenburg, Deine Reden gefallen mir gar nicht! und so ungern ich auch sonst mein war=

meß Nest und meine liebe Alte verlasse — ich werde Dich begleiten.“

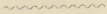
„Bemühe Dich nicht unnütz; für Deine Begleitung müßte ich ohnehin danken — ich bin jetzt nicht in der Stimmung, um Gesellschaft gern zu haben!“ wies Ahrenburg in sehr betonter Weise das freundschaftliche Anerbieten zurück.

„So magst Du thun, was Dir gefällt; aber bedenke es wohl —“

„Adieu, Steinberg,“ schnitt der Major jedes fernere Wort kurz ab und wandte sich zur Thür.

Verstimmt blickte der Oberst ihm nach und schüttelte mißbilligend sein graues Haupt. Ahrenburg war ihm heute mit seinen Reden und Blicken nicht nur seltsam, sondern auch . . . geradezu unheimlich erschienen. „War Adalberts Wesen auch sonst oft rücksichtslos und gewaltthätig,“ dachte er sorgenvoll; „so hielt ich das bisher für rückhaltloses Aufbrausen und Verfahren einer heftigen, nur an sich denkenden, roheren Natur — diese heimtückische Bosheit jedoch, die heute in seinem Auge lauerte, hat er mich bisher nicht sehen

lassen. Freilich hat früher auch nichts sein Empfinden so aufgewühlt und die böse Leidenschaft geweckt, wie es jetzt der Fall zu sein scheint . . . und wer kann sagen, was Alles in einem Menschen schlummert und was der Mensch werth ist, so lange er nicht die Probe bestanden.“ —



XII.

Ungefähr acht Tage nach jenem inhaltschweren Gespräche zwischen Ahrenburg und dem Oberst von Steinberg langte an einem düstern, regnerischen Nachmittage, mit dem Zuge aus Korschach, ein einzelner Herr auf dem Ragazer Bahnhofe an.

Er schaute so finster drein, wie die unheilswangern Gewitterwolken, die allmählig am Himmel heraufzogen, und schrie so herrisch den Kofferträger an, als er nach einem falschen Gepäckstück griff, daß dieser halb ärgerlich, halb spottend brummte: „No, heißet nur net gli(ck)“ und ein Anderer hinzufügte: „Der sieht jo us, wie 's bees Gwisse selber!“

„Nach Dorf Pfäfers!“ commandirte der finstere Herr und bestieg eine Droschke.

„Ich muß mir das Terrain erst aus der Umgegend

ansehen," murmelte er in den Bart, und fort rollte der Wagen — anfangs schnell und leicht auf ebener Chauffée, dann langsam emporsteigend auf steileren Gebirgswegen. Der einsame Reisende hatte Zeit genug, das ganze herrliche Landschaftsbild zu seinen Füßen und ringsum zu betrachten und seinen Nachgedanken neue Nahrung zu geben. Er schaute zögernd, fast vorsichtig in die Gegend hinaus, als könne selbst ein ihm zufällig Begegnender ihm die schwarzen Gedanken vom düstern Gesichte lesen.

„Was ist das für ein Gebäude, das dort, das hohe, große, das sich palastartig im Thale erhebt und bei jeder Biegung des Weges immer wieder sichtbar wird?“ fragte er, sich plötzlich lebhaft aufrichtend.

Der Kutscher lächelte etwas mitleidig über die Unwissenheit des Neuankommenden; dann sagte er: „der Quellehof. Ihr sind wohl s'erscht Mal hier?“

„Also dort wohnt der Glende, der mich um ihren Besitz gebracht! der Räuber, der mir mein Eigenthum gestohlen!“ sprach der Major, in seiner Erregung ganz

die Gegenwart des Kutschers vergessend, halb laut vor sich hin.

Dieser hatte nur einzelne Worte von Ahrenburgs Selbstgespräch aufgefangen und versicherte jetzt treuherzig: „Nein, Räuber gibt's hier keine und stehle kommt hi uns nüt vor!“

„Schweige und warte bis man Dich fragt,“ herrschte der Major den unberufenen Berichterstatter an und versank dann wieder in sein Verderben brütendes Nachdenken.

Er befand sich in solch aufgeregtem Zustande, daß er seine eigenen Gedanken nur in abgebrochene Sätze faßte und von einem zum andern übersprang, ohne das Erste zu Ende gedacht zu haben. „Es muß sich eine Gelegenheit bieten!“ das war der klarste, ewig wiederkehrende Refrain, und dann: „Ich werde ihn zwingen . . . was in mir kocht und wühlt . . . von Deutschland hergeheht . . . Tag und Nacht gesonnen . . . gibt mir vor Anderen kein Recht . . . und doch muß sich's . . . Er soll nicht glücklich sein . . . wo ich . . . stets . . . Ich gab sie frei . . . aber nicht für ihn . . .“

mir hätte sie nach jener letzten Scene . . . darum mochte sie gehen! . . . Um eines Schlags willen sich scheiden lassen — albern! In andern Fällen genügen einige Thaler . . . Es ist nur gut, daß nicht viele Weiber . . . lächerlicher Hochmuth! vielleicht auch romantische Grillen . . . Dem Treulosen? eine ungestörte Erinnerung in ihrem tiefsten Herzensschreine“ — Ein häßliches Lächeln entstellte seine Züge — „Verteufelt gescheidtes Weib, meine anonyme Berichterstatterin! Wer sie doch sein mag? Gleichviel! . . . Früher Thränen und schweigende Verachtung . . . wenn ich einmal. Jetzt zu thatkräftiger Handlung reif . . . was auch sonst beeinflussend gewirkt — er! er soll . . . und darum . . . muß . . . er . . .“

„So, wenn Ihr nüt weiter wöllet als uf Dorf Pfäfers, no müßet Ihr do usstiege!“ unterbrach der Kutscher in seiner naiven Weise den Verderben entwickelnden Gedankengang, denn der Wagen hielt bereits seit ein paar Sekunden vor dem Gasthaus zur Taube, und der Major schien solches, wie geblendet von seinen eigenen finstern Vorstellungen, nicht zu bemerken. —

Unaufhörlich wanderte Ahrenburg in den nächsten Tagen in den Bergen auf und nieder, recognoscirte die Gegend nach allen Richtungen hin und umlauerte den Feind; doch für seine Ungeduld lange Zeit vergeblich! nirgends wollte sich die mit fieberhafter Unruhe herbeigesehnte Gelegenheit zeigen oder finden lassen. —

Sorglos und friedlich lebte inzwischen das ahnungslose junge Paar in seliger Ruhe, wie sie nur das Glück nach tiefem Leid zu geben vermag, dahin. Die erlittenen Qualen waren vergessen und verblaßt vor der Seligkeit der wonnevollen Gegenwart — und doch schwebte auch schon über diesem reinen, hohen Glück das Damoklesschwert und auch nach ihm streckte die Hand des Verhängnisses bereits gierig die knöchernen Todensfinger aus. —

Dumpfe Schwüle senkte sich drückend in's liebliche Thal des Rheins; heißer Sonnenbrand lag auf Fahrwegen und Fußpfaden, die sich um und durch Ragaz zogen, und der weißliche Chausseestaub strahlte das helle Licht der Himmelkönigin unerträglich grell zurück.

Dem jungen Wandersmanne, der anfangs frisch

und wohlgemuth seinen Weg verfolgt, wurde es bald unbehaglich warm und das blendende Sonnenlicht that schließlich seinen Augen so schmerzhaft wehe, daß er hastigen Schrittes in einen schattigen Waldpfad einlenkte. Doch auch hier erschien es ihm noch ungewöhnlich beklommen; er löste ein wenig die Cravatte und nahm den leichten Strohhut von dem dunkeln lockigen Haupte.

„Ich hätte doch lieber auf ihren Rath hören und mit meiner Promenade bis zum Abend warten sollen,“ dachte er, „mir war nur heute so sonderbar zu Muthe, so aufgereggt und unruhig und dabei so beengt — ich glaube, das ist die Folge, daß ich meiner kleinen, trägen Corinna zu lieb auch fast das Gehen verlernt,“ fügte er mit einem köstlichen Lächeln auf den frischen Lippen hinzu. „Eine tüchtige Fußtour soll nun das schwer gewordene Blut wieder in die richtige Bewegung bringen . . . Noch ein Stündchen, dann versteckt sich Frau Sonne mit ihrer zudringlich heißen Blut hinter die Berge, und dann wird's kühl und erfrischend . . . so steigen wir denn inzwischen in die Schlucht hinab; da

finde ich wohl Schatten . . . und auf dem Heimwege pflücke ich meiner ‚Lieben, Süßen‘ ein Sträußchen von ‚ihren‘ weißen Blumen . . . Ich habe schon ordentlich Sehnsucht nach ihr . . . Seit wir endlich, endlich vereinigt sind — war ich noch nie so lange von ihr fort!“

Ein wunderbar inniges Gefühl durchbebte ihn; das Bewußtsein des unnenkbaren Glücks dieser Vereinigung überkam ihn mit der ganzen entzückenden, berausenden Gewißheit und Sicherheit des Besizes, und heißes Verlangen nach der Spenderin solcher Glückseligkeit — wie er sie vor seiner Liebe zu ihr nie für möglich gehalten — trieb ihn eilig vorwärts.

An schroffer, ungefähr tausend Fuß hoher, steiler Felswand führt ein schmaler Fußsteg, längs einem tiefen Abgrunde — in welchem die wilde Tamina über Felsen geröll dahinschäumt — von der Straße nach Dorf Pfäfers hinab in die Schlucht von Pfäfers.

Egon von Werdenberg kam von der Höhe und verfolgte als gewandter Bergsteiger ziemlich schnell seinen Weg. Da klangen plötzlich auf halber Höhe

auch Schritte aus der Tiefe zu ihm empor. Er blieb einen Augenblick, frischen Athem holend, stehen, drückte sein Taschentuch an die erhitzte Stirn und dachte lächelnd: „Ah, noch solch ein Thor wie Du, der bei zwanzig Grad Wärme eine Promenade — vielleicht auch zur Abkühlung seines Blutes — unternimmt.“

Wenige Secunden später tauchte der zweite Spaziergänger, ein nicht mehr ganz junger Mann, vor ihm auf.

Seine finster zusammengezogenen Braunen beschattete ein breitrandiger Filzhut, so daß die düstern Züge dem Höherstehenden nur in der untern Hälfte sichtbar wurden. Ein schneller, lauender Blick von unten herauf fiel auf Egon von Werdenberg, und ein höhnisches, kaum merkliches Lächeln verzog die Mundwinkel des Fremden; die Adern auf seiner Stirn schwellen hoch an und ein wilder Blitz des Triumphes brach jetzt aus seinen Augen. „Hab' ich Dich endlich — nun sollst Du mir auch nicht mehr entgehen!“ stand deutlich in diesem unheimlichen, haßerfüllten Blicke zu lesen.

Die Passage war eng und an dieser Stelle, im

Fall einer Unvorsichtigkeit, durchaus nicht ungefährlich. Ein Fehltritt, ein Ausgleiten — und ein Sturz in die Tiefe, war die wahrscheinlichste Folge.

Egon hatte eben nicht sonderlich auf den Mann, der ihm so unerwartet den Weg verstellte, geachtet und am allerwenigsten auf dessen Mienenspiel. Er hielt ihn für einen harmlosen Gurgast oder Passanten gebildeten Standes, dem er, seinem Exterieur nach, angehören mochte, und war daher nicht wenig erstaunt, als der Fremde weder Miene machte zur Seite zu weichen, um ihn vorbei zu lassen, noch von seinem Ausweichen Notiz zu nehmen schien.

„Mein Herr,“ hob Egon nach einigen Momenten vergeblichen Wartens über diese sichtliche Unhöflichkeit in leicht ungeduldigem Tone an, „auf solche Art kommen wir Beide nicht von der Stelle; wollen Sie nicht gefälligst Raum geben, damit ich meinen Weg fortsetzen kann?“

„Für Sie ist auch so noch Raum — übergenuß! und es wäre wahrlich besser, Sie stellten sich mir nicht auch

hier wieder . . . absichtlich in den Weg," klang die grobe Antwort zurück.

Egon horchte erstaunt auf und blickte seinem Gegenüber jetzt schärfer unter den Hut.

„Wo habe ich nur dieses unsympathische Gesicht und diesen ganzen unangenehmen Menschen mit seinen rücksichtslosen Manieren schon einmal gesehen?“ fragte er sich, von einer dunkeln, unbestimmten Ahnung erfaßt. Zugleich fiel ihm ein, daß Corinna sich vielleicht über sein langes Ausbleiben bereits Sorge und wie jetzt die Rückkehr zu ihr noch in solch lächerlicher Weise verzögert werde — und in der nächsten Secunde durchzuckte ihn ein furchtbarer Blitz des Wiedererkennens. Kein Zweifel mehr, der Major von Ahrenburg stand vor ihm.

Egon wurde es bei dieser Gewißheit heiß und kalt; tausend widerstreitende Gefühle strömten auf ihn ein; ein Schwindel erfaßte ihn; er wollte fort, nur fort und zu ihr! Ihm war's, als müsse er sie vor Unglück schützen, sie vor ihm verbergen, mit ihr abreisen, gleichviel wohin, nur weg, weit weg aus der

Nähe dieses Mannes — der unbeweglich vor ihm stand, jede seiner Bewegungen mit Argusaugen überwachend und ihn mit seinem unheimlichen Lächeln, wie die Schlange ihr Opfer, fascinirend.

Unheilvolle Empfindungen durchzuckten das wilderregte Gemüth Ahrenburgs; mächtig kämpften die Rachegeanken — die hier jetzt vielleicht schon nur durch ein Ausstrecken des Arms, durch einen plötzlichen Ruck und Sturz in die Tiefe, Befriedigung finden konnten — mit dem letzten Rest von Ehrgefühl; blitzschnell jagten sich Wünsche und Bedenken in dem Hirn des verblendeten Mannes. Endlich schien er zum Entschlusse gekommen. „Nicht so,“ sagte er zu sich selbst; „die Welt . . . Geduld! . . . sicher in jedem Falle . . . ich setze mein Leben dagegen . . . hat mehr Chic vor den Leuten.“

Egon war nach diesem Erkennen nicht mehr im Stande, auch nur ein Wort noch an sein Gegenüber zu richten, und so tastete er sich denn schweigend und fast schwankend vor Erregung an der Felswand hin und an seinem Gegner vorbei, verfehlte dabei jedoch

eine Stufe, strauchelte und streifte Ahrenburgs Schulter, der bei dieser Berührung so heftig einen Schritt vortrat, daß Egon fast hingestürzt wäre.

„Mein Herr, wie können Sie sich unterstehen, mich zu stoßen? oder haben Sie sich diese gefährliche Stelle vielleicht absichtlich dazu ersehen?“ fuhr der Major ihn heftig an und setzte dann, als Werdenberg nicht gleich Antwort gab, giftig hinzu: „Ich bin Ihnen wohl immer noch zu sehr im Wege?“

Mit einem Schlage war Egon jetzt das Verfahren und die Absicht seines Gegners klar. Innerlich bebend, äußerlich ruhig, richtete er sich in seiner ganzen Höhe vor ihm auf, und mit äußerster Anstrengung auch seine Stimme zur Ruhe zwingend, sagte er: „Es scheint, Herr Major von Ahrenburg, als wollten Sie einen Streit provociren — erlauben Sie mir jedoch, Ihnen dagegen zu bemerken, daß das vergebliche Mühe sein dürfte . . . denn ich schlage mich nicht mit Ihnen!“

„Nicht?“ fragte Ahrenburg auffahrend, und allen bisher künstlich festgehaltenen Gleichmuth vor der einen Befürchtung: sein Opfer könne ihm doch vielleicht ent-

schlüpfen, plötzlich fallen lassend, setzte er wuthschneubend hinzu: „Auch dann nicht, wenn mein Stock Ihrem Lammesmuthe zu Hilfe kommt?“

Beide Männer schwiegen momentan; es war eine secundenlange hange Stille, wie vor dem Ausbruch eines vernichtenden Orkans.

„Nicht?“ hob Ahrenburg noch einmal an, „nun, dann sind Sie die feigste Memme —“

„Halt!“ donnerte Egon jetzt mit zornbebender Stimme und todtenblaß im Antlitz; „nicht ein Wort weiter! . . . Sie wollen mein Blut — um jeden Preis! gut, es sei . . . ich stelle mich Ihnen morgen früh. Aber ‚Eines‘ fordere ich —“ und seine Stimme sank, trotz der furchtbaren Energie, die er hineinlegte, zum Flüstern herab; „ich verlange: daß, wie der Ausgang auch sein möge, „Sie ‚ihr‘ nie wieder nahen; nie wieder ‚ihre‘ Wege kreuzen, kurz, mit einem Wort — für ‚sie‘ lebendig . . . todt sind.“

„Ich nehme die Bedingung an . . . der Secundanen bedarf's bei unserem Handel wohl nicht . . . dürften hier, wo Sie und ich fremd sind, auch schwer

zu finden sein! . . . Einen Arzt werde ich mitbringen. Also morgen um sechs . . . auf dem Wege nach Luciensteig . . . bei dem ersten großen Walde.“ Flammende Röthe bedeckte während des Sprechens sein Gesicht und ruckweise kamen ihm die Sätze aus der Kehle, als wollte er an seinen eigenen Worten ersticken.

„Schon gut,“ entgegnete Werdenberg kalt und abweisend und beschleunigte seine Schritte, um sich so schnell wie möglich von der ihn anwidernden Gegenwart dieses Mannes zu befreien. Ein längeres Einathmen derselben Luft dünkte ihm schier unerträglich.

Nach Athem ringend und wie sinnverwirrt langte er endlich in der Schlucht an; erschöpft ließ er sich auf eine Bank nieder und schlug verzweifelt beide Hände vor's Gesicht.

„Corinna, meine Corinna! geliebtes, theures Weib . . . soll ich denn wirklich schon wieder von Dir gehen müssen?! Haben wir uns nur gefunden, um uns auf's Neue zu verlieren?“ . . . Er stöhnte vor Schmerz laut auf. „Und gibt's denn keinen Ausweg, keine Möglichkeit, dem furchtbaren Geschehe zu entinnen? . . .“

Nein, nein, ich finde nichts, was mich retten könnte! . . . Und gerade jetzt sterben müssen, jetzt — wo das Leben so schön . . . wo wir so glücklich sind! . . . Mein Gott, ich habe ja kaum erst angefangen zu leben und soll auch schon wieder ausgelebt haben . . . soll Dich verlassen? Dich allein zurücklassen, Geliebte — oh, diese Qual, diese wahnsinnige Qual!!“

Innichten all seiner herzbekeemmenden Angst und Verzweiflung erinnerte er sich plötzlich, daß Corinna sich um sein langes Ausbleiben sorgen möchte. Hastig sprang er auf und eilte weiter.

Noch fast athemlos betrat er das Hotel; glühend vor Aufregung, Schmerz, Liebe und Sehnsucht stand er endlich vor seinem jungen Weibe, das ihn bereits mit Thränen der Besorgniß um seine verspätete Rückkehr empfing.

Sie flog ihm entgegen und umschlang ihn, wie von bekeemmender Angst befreit, mit lautem Jubelruf: „Gott sei gedankt, Du theurer Mann, daß ich Dich endlich wieder habe!“

Er hielt sie lange so an seinem Herzen fest und

als sie ihre Arme langsam von seinem Halse löste, da sagte er schwermüthig: „Ach, wer doch in solch feligem Momente hinüberschlummern könnte in jene andere Welt, wo es keine Trennung und keine Schmerzen mehr gibt —“

Fast erschreckt schaute sie zu ihm auf. „Egon, Geliebter, was ist Dir? Bist Du krank? Ist Dir ein Unfall begegnet — Du ängstigt mich!“

Er zwang sich zu einem Lächeln und entgegnete mit mühsam vorgebrachtem Scherze: „Ich glaube, ich habe unterwegs ein Gespenst gesehen . . . und weil mein kleines Weibchen nicht bei mir war — habe ich mich davor gefürchtet!“

Sie ließ sich wieder beruhigen und in süßem Geplauder vergingen die paar Abendstunden nur all zu schnell. Corinnas anfängliche Besorgniß war schnell verschwunden — in seiner Gegenwart hatte sie kein Verständniß für die Möglichkeit kommenden Leides. Er war ja bei ihr, ihm fehlte nichts, und er liebte sie — was hätte sie da wohl ängstigen können?!

Zuweilen wollte die furchtbare innere Marter, welche

Egon ausstand, ihn fast übermannen; doch scherzte Corinna dann mit Küffen und Rosen seine ungewöhnliche Schwermuth stets bald wieder hinweg, und er, seinen qualvollen Gedanken zu entfliehen suchend, überließ sich diesem Vergessen=bringenden Zauber willenlos.

Es war inzwischen spät geworden, ohne daß sie es bemerkt hatten, und als sein junges Weib sich endlich zur Ruhe begab, ließ er sich noch am Schreibtisch nieder und griff zur Briefmappe.

„Wie, mein Freund,“ fragte Corinna verwundert, „willst Du so spät noch schreiben? Ist die beabsichtigte Correspondenz wirklich so interessant, daß sie Dir sogar Deine Nachtruhe nimmt? Ei, ei, mein Herr, da werde ich ja in Zukunft ein wachjames Auge haben müssen,“ neckte sie und drohte ihm schelmisch mit dem Finger.

Er wandte sich nach ihr um und sie mit herzzerreißendem Lächeln anschauend, sprach er innig: „Schlafe Du nur ruhig, Du süßer Engel! mein Herz gehört ewig doch nur Dir, im Leben wie im — Tode,“ vollendete er tonlos, und sich dann gewaltsam fassend, setzte er ruhiger hinzu: „Ich muß meinem Verwalter

einige nothwendige Instructionen geben und will diese unaufschiebbare Arbeit so schnell wie möglich abmachen.“

Er kehrte dem Lichte den Rücken, während er sprach, sein Antlitz lag im Schatten; Corinna gewahrte nicht den furchtbaren Kampf, der sich in seinen edlen Zügen spiegelte und den sein Lächeln ihr mitleidig verdeckte — und bald war sie sanft ent schlummert . . .

Er schrieb und schrieb. Stunde auf Stunde ver-rann in furchtbarem, sinnverwirrendem Ringen und in todesbitterer Qual, bis kalter Schweiß ihm die reine, bleiche Stirn feuchtete.

In dem ersten Schreiben gab er seinem Rechts-anwalt in wenigen, klaren Worten den Auftrag, ein Document auszufertigen, welches seine Gemahlin, im Fall seines Todes, zur Erbin all seiner Güter ein-setzte, und in einem zweiten an Corinna gerichteten nahm er Abschied von ihr.

Noch einmal strömte er alle Blut und Tiefe seiner Liebe in diese Zeilen aus und noch einmal durchlebte er im Geiste alle Seligkeiten und alle Schmerzen,

welche ihm diese Liebe gebracht. Dann schloß er: „Corinna, theures, angebetetes Weib! unsere Liebe war zu groß, zu hoch für diese Erde, darum fand sie hier so schnell ihr Ende . . . Leb' wohl für diese Welt — doch verzweifle deshalb nicht! Was sich einst so nah gestanden — es kann nie wieder ganz getrennt werden; was so gänzlich in einander aufgegangen — es kann nicht für ewig einander verloren sein! Darum mein letztes Wort, es sei: Auf Wiedersehen!!“ —

Endlich begab auch er sich zur Ruhe, doch nur, um nach wenigen Stunden unklaren, unruhvollen Dahindämmerns sich wieder zu erheben und sich zu dem schweren Gange bereit zu machen.

Wohl erfaßte ihn mächtiges Verlangen, noch einmal das geliebte Weib an sein Herz zu drücken, noch einmal ihren Mund zu küssen — doch nein, es durfte nicht sein! sie sollte nicht erwachen! So lange der Gott des Schlafes gnädig ihr Bewußtsein gefangen hielt, so lange blieb ihr ja auch die Kenntniß des furchtbaren Schicksals, das seiner und ihrer unabwendbar harrte, erspart; und voll edler Selbstbeherrschung

und Männlichkeit, wie ihm solche Richtschnur seines ganzen Lebens gewesen, bezwang er sich auch jetzt und eilte mit wahnsinniger, unbeschreiblicher Qual im Herzen hinaus in's Freie — hier das volle, blühende Leben in seinem schönsten, wonnevollsten Momente zurücklassend, und dort voraussichtlich dem erbarmungslosesten Tode entgegen.

Müden, schweren Schrittes erreichte er sein Ziel, dem sich der Major von Ahrenburg in Begleitung des Arztes von einem Seitenpfade aus, in demselben Augenblick, näherte.

Der Arzt erschrak, als er in dem Gegner des Majors den jungen Ehemann erkannte.

War die Bekanntschaft zwischen Egon von Werdenberg und ihm auch erst eine kurze, so empfand der alte Doctor doch bereits lebhaftes Interesse für das junge Paar, dem das reinste Glück und die innigste Liebe zu einander aus den Augen strahlte. Und jetzt sollte dieses Glück, kaum erblüht, und wie er aus Andeutungen vernommen, erst nach langer Trennungszeit und vielfachem Leid gewonnen, auch schon wieder und

vielleicht auf immer vernichtet werden . . . Nein, da mußte der biedere alte Mann doch ein Wort dreinreden!

Mit offener Theilnahme trat er den beiden Gegnern näher und sagte in ernster, eindringlicher Weise: „Meine Herren, ist dieses Duell denn wirklich ganz unvermeidlich? Wäre denn nicht ein freundlicher Ausgleich zwischen Ihnen möglich? . . . Die Ursache des Streites ist — wie mir der Herr Major unterwegs mitgetheilt hat — im Grunde doch nur eine geringfügige —“

„Thun Sie, was Ihres Amtes ist und wozu ich Ihre Hilfe begehrt habe, Herr Doctor,“ rief Ahrenburg ihm unwirsch zu. „Zum Predigen habe ich Sie doch wahrlich nicht aufgefordert und sind Sie wahrscheinlich auch nicht mitgekommen —“

„Und um mir von Ihnen, mein Herr, Unhöflichkeiten sagen zu lassen, that ich's noch weniger,“ entgegnete der Doctor jetzt eben so schroff. „Das Duell ist überhaupt eine infame Einrichtung und dieses hier

ohne Zeugen erscheint mir erst vollständig ordnungswidrig.“

„Wenn es uns so recht ist, so geht es Sie, mein Herr, in's drei Teufels Namen nichts an!“ schrie der Major feuerroth im Gesicht.

„Es geht mich im Gegentheil sehr viel an, Verehrtester, wenn hier solch eine Art von privilegirtem Todtschlag stattfindet und ich dabei sitzen und das mit ansehen soll. Und ich habe nun einmal keine Lust, das zu dulden und — ich dulde es auch nicht; ich gehe und hole Leute herbei,“ eiferte der Doctor immer hitziger werdend und machte wirklich Miene, sich zu entfernen.

„Und bis Sie mit den Leuten wiederkommen, wälzt sich der Eine von uns bereits in seinem Blute, und dann sind Sie nicht einmal dabei, Doctor, um ihm das Nasbluten zu stillen,“ höhnte Ahrenburg.

Der Arzt schlug sich in heftiger Erregung vor die Stirn. „Wenn das Unheil sich denn durchaus nicht vermeiden läßt — gut, so bleibe ich, damit meine Gegenwart und schnelle Hilfe doch vielleicht noch nützen

kann . . . Das Ganze ist aber ein nichtswürdiger Handel!“ schloß er entrüstet und nahm dann schweigend und widerwillig auf einem Steine Platz.

Behn Schritte wurden stumm und geschäftsmäßig vermessen, die Pistolen geladen, ergriffen . . . und nun standen sich die Männer Aug' in Aug' gegenüber.

Egon war blaß wie der Tod, der Major kirschroth und aufgeregt; er umfaßte fester den Pistolen-schaft und zielte genau.

Egon hatte die Waffe nur um wenige Zoll über den Ellbogen erhoben. „Morde mich, Glender, wenn Du denn durchaus mein Blut begehrt — ich ziele nicht auf Deine schwarze, haßumnachtete Seele . . .“ murmelten seine bleichen Lippen. —

Da fielen zwei Schüsse zu gleicher Zeit.

Er flüsterte noch einmal, ein letztes Mal, den Namen des geliebten Weibes . . . dann sank er, von seines erbitterten Gegners Kugel in den Lebenspuls getroffen, lautlos zusammen . . .

Der Arzt stürzte zu ihm hin, kniete neben ihm nieder, riß ihm mit zitternder Hand die Weste auf,

horchte einige Secunden angstvoll über ihn gebeugt und legte seinen alten Kopf auf des Erschossenen Brust, richtete sich dann um einen Schatten bleicher wieder auf und sprach erschüttert: „Todt, wirklich todt — wie entsetzlich! so viel warmes blühendes Leben in einer einzigen kurzen Minute ausgelöscht für immerdar! . . . und sein armes junges Weib —“

Aufblickend gewahrte er Ahrenburg, der verstört auf die Gruppe hinstarrte. „Herr“, rief er ihm mit der Entrüstung eines braven Mannes entgegen, der das Unrecht, das hier begangen war, nur zu deutlich fühlte, „was wollen Sie noch hier? . . . Ihr Werk ist ja vollbracht — und dieser Flecken Gotteserde hat keinen Raum mehr für Sie!“

Und Ahrenburg, der sonst so Hestige, Zähzornige, erschrak jetzt vor dem rauhen Wort und wandte sich stumm zum Gehen. Er hatte sich das Gefühl befriedigter Rache doch vielleicht anders gedacht. —

---

### XIII.

Hell fielen die leuchtenden Sendboten der neuerwachten Sonne durch die herabgelassenen Jalousien und weckten endlich auch die schöne Langschläferin, welche müde und schlaftrunken die Augen aufschlug und fragend um sich blickte.

Mit einem Male richtete sie sich hastig, wie erst jetzt zum vollen Bewußtsein kommend, auf und sagte verwundert: „Egon schon wieder fort? was hat das zu bedeuten? . . . Der Mann fängt mir aber wirklich zu vagabondiren an —“ setzte sie mit reizendem Schmollen hinzu; dann sann sie nach und flüsterte mit vom sonnigsten Lächeln verklärtem Angesicht: „Ach, vergib, Du Theurer, unnennbar Geliebter! ich glaube, ich that Dir Unrecht . . . Du bist am Ende gar um meinethwillen schon wieder fortgegangen und auf die

Berge gestiegen; und während ich hier die schönen Morgenstunden träg verschlase und von Dir träume, holst Du mir aus jenen himmelanstrebenden Höhen thaufrischen blauen Enzian, nach dem ich einmal den Wunsch aussprach und von dem ich Dir neulich vorphantasirte: er besitze eine ganz wunderbare Zaubermacht; denn, wenn zwei Liebende zum Abschiede diese Blüte mit einander austauschen, so führe diese sie unfehlbar wieder zusammen. . . . Doch braucht's zwischen uns noch irgend welcher Zauberkünste? Ich denke: der Zauber in uns wirkt ohnehin mächtig genug und ist auch der einzige, der für alle Zeit Macht über uns behält und bis in alle Ewigkeit nicht gebrochen werden kann!"

Sie hatte sich inzwischen erhoben und ein reizendes Morgennegligé übergeworfen. Jetzt öffnete sie ein Fenster, durch welches ihr die köstlich gewürzige Gebirgsluft erfrischend entgegenströmte, und schaute aus dem engen Rahmen hinaus auf die weit sich deh nende, von Felsen umfaßte, von goldenem Sonnenstrahl gefüllte und von des Schöpfers Hand reich gesegnete Landschaft.

Ihre Lippen bewegten sich nicht, doch ihre Gedanken waren ein Gebet, so hoch und rein, wie vielleicht wenige zu Gottes Thron emporsteigen.

„Wie ist die Welt so schön; wie wird das Herz so weit; wie groß ist Gott!“ sprach sie endlich leise vor sich hin . . . Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder ihrer nächsten Umgebung zu, ordnete Dieses und Jenes und fand dabei auf dem Schreibtische den an sie adressirten Brief Egons, der jedoch zu ihrer nicht geringen Verwunderung auf dem Couvert folgende Anmerkung trug: „Erst zu öffnen, wenn ich heimgekehrt.“

„Oh, der Schelm, was hat er nur vor?“ fragte sie sich lächelnd und neugierig wie ein glückliches Kind zur Weihnachtszeit. „Gewiß steckt wieder eine hübsche Ueberraschung für mich dahinter . . . Ach, wäre er doch lieber selbst hier,“ fügte sie im nächsten Momente ängstlich hinzu. „Ich weiß nicht, welche seltsame Beforgniß mich mit einem Male überkommt . . . ich will keine Ueberraschung, keinen blauen Enzian! ich will nichts, nichts — als daß er wieder bei mir ist! . . .“

Jene Blumen wachsen nur auf schwindelnder Höhe — und mir wird plötzlich so bange, — ich ängstige mich zwar immer, wenn er nicht bei mir ist — aber jetzt ist es doch noch anders —“

Die Besorgniß, einmal erwacht, ließ sich nicht wieder beschwichtigen. Sie sah immer wieder nach der Uhr, bog sich weit aus dem Fenster, trat auf den Balcon und schaute, so weit das Auge reichte, nach allen Richtungen aus und lauschte schließlich mit fieberhafter Angst auf jeden nahenden Schritt.

„Wenn ihm in den Bergen nur kein Unfall begegnet ist . . . er ist ja so unvorsichtig, wenn ich nicht bei ihm bin . . . er denkt ja nie an sich! und um mir eine Freude zu bereiten, setzte er vielleicht sein Leben auf's Spiel . . .“

Sie wurde plötzlich ganz blaß und flüsterte aufgeregt: „Wenn ich mir das so vorstelle: wie er vielleicht eben jetzt gerade an schmalem Felsenrande dahineilt und sein Fuß gleitet aus . . . er taumelt, faßt um sich . . . greift mit den Händen in's Leere . . . er stürzt in die Tiefe und . . . man bringt mir den theuren Mann . . .“

— ha, entsetzlich!“ schrie sie von ihrer eigenen Vorstellung zu Tode erschreckt laut auf und faßte nach ihrem Herzen.

„Was war das? man klopft!“ fuhr sie dann, nach dem Corridor hinhorchend, fort . . . „Nein, jetzt ist alles wieder still . . . Und er kommt noch immer nicht! . . . Doch horch, da klopft's schon wieder — ob er's jetzt wohl ist?“

Sie flog zur Thür, und öffnete hastig voll sehnsüchtiger Erwartung.

„Sie? Doctor! zu dieser Stunde —“ rief sie entsetzt und taumelte in's Zimmer zurück.

Der Doctor schloß leise die Thür hinter sich, trat langsam näher und stand dann der jungen Frau sprachlos gegenüber. Das unheilkundende Wort erstarrte vor ihrem Anblick auf seinen Lippen.

„Fassung, Muth, gnädige Frau,“ brachte er endlich mühsam heraus.

„So ist es also doch wahr, was meine furchtbare, wahnsinnige Ahnung mir vorgespiegelt? so . . . so . . . Erbarmen, Doctor; es kann nicht sein! sagen Sie,

daß es unmöglich ist — so unbarmherzig ist kein Gott, so teuflisch kein Mensch: ihn mir wieder zu nehmen... es kann nicht sein!“

„Fassung, Fassung, verehrte Frau! Ich wünsche, ich könnte Ihnen helfen, Ihnen den Jammer ersparen — es sollte mir auf ein paar Jahre meines alten Lebens — das doch nicht mehr viel nütze ist — nicht ankommen — wenn ich's damit nur ungeschehen machen könnte —“ sprach in Pausen, langsam und zögernd, der vom tiefsten Mitleid ergriffene Arzt; „aber, so furchtbar es auch ist — ich kann Ihnen die traurige Thatsache nicht verhehlen — es ist, wie Ihr liebendes Herz Sie bereits ahnen ließ — Ihr Gatte... weilt nicht mehr — unter den Lebenden...“

Ein Schrei, so furchtbar und markerschütternd, ertönte von ihren Lippen, daß selbst dem Arzt, der in seinem Beruf gewiß manch Erschütterndes mitangesehen, das Herz erbebt — dann sank sie wie leblos auf den Fußboden hin; doch schon nach wenigen Augenblicken richtete sie sich mit gewaltfamer Anstrengung und sich an den Arm des Arztes klammernd wieder auf und

sagte mit fast erloschener Stimme: „Ich will Alles wissen — sagen Sie mir Alles! . . .“

Mühsam schleppte sie sich zum Sopha und der gute alte Mann erzählte, was er wußte, bis sich ihm die eigenen Augen feuchteten.

Mehrmals verließen Corinna bei diesem entsetzlichen Berichte ihre Sinne, doch mit des Arztes Hilfe kehrte ihr Bewußtsein stets bald wieder zurück und sie gewann es über sich, ihn bis zu Ende anzuhören, und was dem Fremden in dieser furchtbaren Tragödie auch dunkel geblieben sein mochte, ihr wurde es vollkommen klar.

Stumm und starr saß sie da, keine Thräne neigte das brennende Auge, in dem die Gluth verzehrenden Schmerzes loderte, nur Schauer erschütterten von Zeit zu Zeit ihren Körper wie im Todeskrampfe.

Lange Zeit verharrte der menschenfreundliche Arzt neben ihr in bangem Schweigen, dann sagte er theilnehmend: „Hier können Sie nicht bleiben, gnädige Frau . . . Sie werden Ihren dahingeshiedenen Gatten sehen und so lang wie möglich noch bei ihm weilen

wollen . . . in einem Hotel wird man Bedenken tragen  
— was beschließen Sie zu thun?"

„Ich weiß es nicht —“

„Soll ich Ihrer Frau Mutter telegraphiren?"

„Ich weiß es nicht —“

Den Doctor erfaßte tieffstes Erbarmen. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen," hob er nach kurzem Nachdenken wieder an, „der, wie ich glaube, auch Ihre Zustimmung finden wird . . . beziehen Sie ein Zimmer in meinem Hause — meine Frau wird Ihnen gern zur Seite stehen und Ihnen behilflich sein, soweit sie's mit ihren schwachen Kräften vermag."

„Und mein Gatte — wo bleibt er?" fragte sie ängstlich.

„Der ist bereits in einem Raume meines Hauses untergebracht. — Wollen Sie jetzt nicht vielleicht diesen Brief Ihres Gemahls lesen, den er, wie Sie mir sagten, noch gestern Abend schrieb . . . Vielleicht erleichtert es Ihr Herz . . . ich gehe, inzwischen Alles zu Ihrer Aufnahme in mein Haus vorzubereiten — in einer Stunde bin ich wieder hier."

„Ich danke Ihnen . . .“ brachte Corinna mit Anstrengung über die Lippen.

Der Doctor ging und mechanisch öffnete sie den Brief und las.

Ihr schienen Jahre zwischen dem glücklichen Gestern — wo sie ihn zum letzten Mal im Vollbesitz seiner Jugend und männlich edlen Schönheit gesehen — und dem furchtbaren Heute — wo all ihr Glück in einem Momente gewaltsam zerbrochen und vernichtet worden war — dahingegangen zu sein. Ihr schien's, als wäre sie in dieser einen Stunde plötzlich zur Greisin gealtert, als wäre alles warme Leben in ihr in diesem einen furchtbaren Augenblicke zu Eis erstarrt! Sie las und überlas wohl zehnmal all die lieben Worte, welche er, bereits in banger Todesahnung, an sie gerichtet. Ihre Pulse stockten, vor ihren Augen flimmerte es, aber keine Thräne kühlte den brennenden Schmerz.

„Du elendes Herz,“ redete sie wie irrsinnig zu sich selbst, „wie wagst Du es, noch weiter zu schlagen, da er von Dir ging? Du miserabler Verstand, wie ver-

magst Du es, unter solchem Glend noch weiter zu denken?!"

Als der Doctor wiederkehrte, fand er sie besinnungslos am Boden liegen, den Brief des geliebten Mannes krampfhaft in der Rechten zusammengedrückt.

Vor der Größe dieses Schmerzes verstummte jede Möglichkeit eines Trostes. Er sorgte für ihre Ueberfiedelung in sein Haus und führte sie seiner Frau zu.

„Bis Ihre Frau Mutter kommt, lassen Sie mich deren Stelle bei Ihnen vertreten,“ sagte die alte Dame mit herzgewinnender Freundlichkeit.

„Ich danke Ihnen . . . Sie sind Beide so gut gegen mich . . . haben Sie Nachsicht mit mir“ . . . entgegnete Corinna in einer Weise, daß diese wenigen Worte viele von Anderen gesprochene aufwogen — wie die Frau des Arztes noch später ihren Bekannten versicherte.

Allein, wie sie es gewünscht, betrat sie den Raum, in dem man den Todten gebettet, und was dort ihr Herz zu dem über Alles geliebten Manne geredet, darüber sinke der Schleier — denn keine Sprache der Welt wäre im Stande, jene Empfindun-

gen reinsten, höchsten Liebe und des an Wahnsinn grenzenden Schmerzes in Laute zu kleiden; und wie die Hand unwillkürlich bebt, das verhüllende Tüchlein von eines Todten bleichem Angesichte fortzuziehen, und unser Fuß an der Schwelle einer Grabkapelle zögernd innehält — so hält auch heilige Scheu uns zurück, einer armen Menschenseele zu folgen bis in ihr tiefstes Leid. — —

\* \* \*

„Wenn das beklagenswerthe junge Weib doch nur einmal so recht von Herzen weinen wollte,“ äußerte an einem der nächsten Tage der Doctor in besorgtem Tone gegen seine Frau, „ich fürchte, ich fürchte . . . wenn das so fortgeht, nimmt’s kein gutes Ende.“

„Wir können leider nichts dabei thun — da zu helfen, muß Gott und seiner Barmherzigkeit überlassen bleiben! sie ist ja übrigens so still und gefaßt,“ erwiderte seine Gattin beruhigend.

„Weißt Du, Frau, das gerade gefällt mir am wenigsten,“ entgegnete der erfahrene Arzt kopfschüttelnd, „wenn sie noch klagte und jammerte — dann käme

mir der Fall weniger trostlos vor . . . aber so, — und doch weiß ich kein Mittel!“

Fast drei Tage waren seit Egon von Werdenbergs Tode vergangen.

Corinna saß Tag und Nacht, bleich und schattenhaft zusammengefallen, neben der Leiche im Lehnstuhl . . . Einmal nur hatte sie ihr stummes Hinbrüten unterbrochen, um einen langen Brief an ihre Mutter zu schreiben und ihn dann dem Doctor zur Aufbewahrung zu übergeben.

„Ich bin so zerstreut und könnte ihn verlegen,“ hatte sie geäußert, als er sie erstaunt und fragend angeschaut. „Jetzt bin ich mir klar bewußt, was ich will und thue, zu einer andern Stunde bin ich's vielleicht nicht . . . Lieber Doctor, mein Kopf ist so wüß und scheint mir wie vertauscht . . . Meine Gedanken irren oft ganz sonderbar durch einander,“ setzte sie mit eigenem, ihrem menschenfreundlichen Beschützer tief in's Herz schneidenden Lächeln, von dem sie selbst nichts zu wissen schien, hinzu.

Gegen Abend des dritten Tages fühlte sie das

Bedürfniß nach frischer Luft und zugleich eine unbezwingliche Sehnsucht, die Stelle in der Schlucht aufzusuchen, an der Egon nach jener teuflischen Abmachung, von furchtbarem Schmerz um sein zertrümmertes Glück verzehrt, kurze Zeit geraftet hatte.

Die Doctorin erbot sich, Corinna zu begleiten. Sie bat jedoch, man möge sie allein gehen lassen, denn die Gegenwart Anderer, selbst der besten Menschen — wie sie sagte — verschärfe nur ihre Pein.

So ging sie denn allein und lenkte ihre zitternden Schritte der wild-romantischen Schlucht von Pfäfers zu.

Auf der Brücke, welche die beiden Wege verbindet, blieb sie stehen und schaute, sich über das Geländer beugend, in den schäumenden Wasserfall der Tamina hinab. Plötzlich erfaßte sie eine fieberhafte Unruhe, und je länger sie das Aufspritzen und Brodeln der niederstürzenden Wasser verfolgte, desto ruheloser wurde sie. Sie ging hin und her, veränderte mehrmals ihre Stellung, schaute bald von der einen, bald von der andern Seite der Brücke in's brausende Getöse und schüttelte dann immer wieder mißbilligend ihr Haupt.

Still und einsam war's ringsum — nirgends ein menschlicher Laut. Da schrie sie plötzlich gellend in's Wasser hinab: „Du zwiefacher Verderber meines Lebens, was verfolgst Du mich auch hier noch?! . . . was grinzst Dein Zerrbild mir aus jeder Welle, durch all den Gischt und Schaum hindurch, entgegen? . . . War's Dir an meiner ersten, durch Dich vergifteten Jugend denn nicht genug? Mußttest Du mir auch zum zweiten Male und jetzt mit gutem Vorbedacht mein Dasein vernichten! . . . Hinweg, sage ich Dir! Du sollst mich nicht nach all' dem Andern auch noch verhöhnen! — Hast Du's vergessen, daß Du mir nie wieder nahen darfst?“ rief sie immer lauter und verzweifelter in's sprudelnde, wild durcheinander kochende Wasser hinab.

„Er geht nicht, er hört nicht auf mich! immer taucht er wieder auf . . . Ueberall, wo ich gern bleiben möchte, da treibt er mich fort!“ sprach sie darauf in klagendem Tone, als die Vision nicht weichen wollte. „Ach es tönt sein Spottgelächter so entsetzlich zu mir herauf . . .“ jammerte sie zusammenschauernd, hielt sich beide Ohren zu und eilte so hastig, wie ihre

schwachen Kräfte es nur gestatteten, weiter, um dem grauenhaften Spuk zu entrinnen.

Doch bald blieb sie abermals stehen. Die bedrückende Angst wich von ihr; ihre Züge glätteten sich, der Ausdruck ihres Gesichts wurde mild und sanft. „Ah, da wachsen die Blumen, die ich stets so lieb gehabt und die er mir so oft gebracht . . . heute muß ich mir ‚die Blüte aus der Schlucht‘, wie ich sie benannt, schon selbst pflücken —“ sprach sie träumerisch klagend, „denn er ist ja todt!! . . . Wißt ihr auch, was ‚sterben‘ heißt?“ wandte sie sich fragend an die Blumen, und als Alles um sie schwieg, setzte sie halb mitleidig, halb vorwurfsvoll hinzu: „Wie solltet ihr’s auch wissen — ihr habt ja keine Seelen!“ und immer leiser flüsternd und nach den Blütenzweigen langend, fuhr sie fort: „Egon, Du theurer, unaussprechlich geliebter Mann! Du hattest wohl recht, unsere Liebe ist zu hoch für diese Erde . . . Wie sie übermenschlich war und nicht von dieser Welt, so konnte sie auch in dieser Welt voll irdischer Erbärmlichkeit keinen Bestand haben!“

Sie versank einige Secunden in geistesabwesendes

Schweigen und horchte dann plötzlich mit verwundertem Lächeln nach allen Seiten hin. „Wie wird mir?“ hob sie, verklärt um sich blickend, auf's Neue zu flüstern an. „Tönen nicht da aus dem Wasser herauf“ — und sie beugte sich horchend weit vor — „und von jenem Felsen herab —“ und sie schaute spähend zu den himmelanstrebenden Spitzen empor — „und von überall, wohin ich lausche“ — und sie blickte weit geöffneten Auges ringsum — „wunderbare Harmonien an mein Ohr? und klingt seine Stimme nicht dazwischen? . . . Wie Harfenton und Jubelchor strömt's um mich her — Egon, Du ruffst . . . ja, Du ruffst! Ich höre deutlich Deine Stimme und Deine Corinna kommt! . . . Nur diese Blüten muß ich erst noch pflücken . . . Dir, Du Mann meiner Seele, will ich sie bringen, wie Du sie mir so oft gebracht! . . . rauschet weiter, himmlische Melodien . . . tönet dazwischen, fromme Glockenklänge, wie ihr so oft in das Zwiegespräch unserer Liebe hineingetönt!“ . . .

Und während sie also sprach und flüsterte, lauschte und todestraurig lächelte, trat ihr Fuß, unsicher und

schwankend, wie der nagende Schmerz all ihre Bewegungen gemacht, auf ein weitvorragendes, fast über dem Wasser hängendes Felsstück, um besser jenen Strauch erreichen zu können, nach dessen Blumen sie verlangte, und wieder haschte ihre Hand nach den weißen Blüten dolden; doch der Stengel war zäh und wollte nicht brechen und ihre Kraft war gering. Sie zerrte an dem Zweige, den sie erfaßt, mit Aufbietung all ihres Willens und mit der Energie einer Fieberkranken — — da gab der Strauch plötzlich nach und riß entwurzelt Corinna mit sich in die Tiefe . . .

Ein schwacher Aufschrei, ein dumpfer Fall — dann war Alles wieder still wie zuvor, nur das nimmer rastende Gemurmel der schäumenden Tamina tönte schwermüthig weiter durch die einsame Schlucht.

Einige Secunden später stürzte ein Mann ohne Hut, mit fliegenden Haaren, in athemlosem Lauf den Weg herauf.

Der Doctor war seiner Pflegebefohlenen, unruhig über ihr langes Ausbleiben, nachgegangen, doch gerade erst in dem Moment an diese Biegung des Weges

gelaugt, um sie aus der Ferne hinabstürzen zu sehen. Auf seinen entsehten Ruf nach Hilfe eilten jetzt mehrere Leute herbei und es gelang endlich den vereinten Kräften, den Leichnam der unglücklichen jungen Frau vor dem Zerschellen an den zahllosen aus dem seichten aber wilden Gewässer hervorragenden Felsstücken zu bewahren und ihn an's Ufer zu schaffen.

Der brave Arzt und seine Frau beklagten Corinnas trauriges Ende, als sei ihnen selbst eine nahestehende Verwandte gestorben.

Frau von Scheller, welche am folgenden Tage eintraf, wurde durch diesen letzten furchtbaren Schlag bis in's innerste Herz getroffen. Verzweifelt stand sie an der doppelten Todtenbahre. „Gebrochen mitten in der Kraft ihres Lebens!“ sprach sie, kummergebeugt und mit thränenüberströmten Wangen den neben-einander Gebetteten in's todtenblasse Antlitz schauend; „vernichtet auf dem Höhepunkte ihres Glücks! Zertrümmert und geendet auf einen Schlag all das reiche Geistesleben! Zerstört die großen, stolzen Herzen, die in seltener Kraft und Fülle schlugen! Ausgekämpft den

bittern Kampf dieses Daseins, — oh Herr, wie lang wird's für mich noch hier auf Erden währen?“ —

Corinnas Brief an ihre Mutter enthielt die Bitte: sie, wenn sie bald sterben sollte, wie sie hoffe und ersehne, an der Seite ihres Gatten auf dem Nagazer Kirchhofe zu bestatten, wo man ihnen wohl endlich gestatten würde, in ungestörtem Frieden bei einander auszuruhen von allen Qualen und Kämpfen dieser Welt.

Dann hatte sie bestimmt: daß von Egons an sie gefallenes Vermögen in Nagaz eine Curanstalt für unbemittelte Leidende errichtet werden solle; und den Doctor, der sich ihrer in ihrem großen Leid so wahrhaft menschenfreundlich und uneigennützig angenommen, den bat sie, Director der zu begründenden Anstalt — dem ein bedeutender Jahresgehalt ausgesetzt war — sein zu wollen.

Endlich schloß sie: „Theure Mutter, beklage nicht mein voraussichtlich frühes Ende. Er zieht mich nach und ich folg' ihm gern . . . Unser Flug ging himmel-

wärts; doch das eckle Gewürm dieser Erde hing sich an unsere Flügel und wir mußten mit zerbrochenen Schwingen herabstürzen — aber nur damit unsere Seelen, von aller Erdenlast befreit, sich zu noch stolzerem, freierem Fluge aufzuschwingen vermochten! Weine nicht, Du treues Mutterherz — ist doch das Untergehen für den Gott in unserer Brust immer noch hundertfach größer und besser, als ihn verläugnen in schnöder Feigheit! Hat doch Mancher für seinen Glauben willig sein Leben dahingegeben, und waren das die schlechtesten Menschen wahrlich nicht! Traure nicht — die kurze, aber lebensvolle Zeit voll lautern Glücks, die der Himmel uns vergönnt, es war das Höchste, was einem Menschen hier beschieden sein kann, und hat mich all die frühern Jahre grenzenlosen Glends vergessen lassen . . . Der Tausch der vergangenen Lügenexistenz, reich an äußerem Glanz und innerer Schmach, war gegen die beseligende Wahrheit ‚unserer‘ Zusammengehörigkeit auch für den höchsten Preis nicht zu hoch erkauf! . . . Menschen, wie uns, gilt ‚eine

kurze Spanne Zeit voll feelerischer Befriedigung' wahrlich höher, als ,ein langes Leben voll materiellen Wohlseins und innerer, ewig ungestillter Sehnsucht!'“ —

Corinnas Wünsche und Anordnungen wurden mit pietätvollem Eifer ausgeführt und mancher Arme fand in Zukunft durch ihre Stiftung warmer, reiner Nächstenliebe neue Lebenskraft und neuen Lebensmuth — und so wandelt sich in edler Hand selbst Tod und Verderben wieder zu segenspendendem Werke. —

Der Major von Ahrenburg hatte noch am selben Tage, an dem jenes Duell stattgefunden, die Schweiz verlassen und war nach Deutschland zurückgekehrt, wo er scheinbar in seiner früheren Weise fortlebte.

Sein einstiger Freund, der Oberst von Steinberg — der einen tiefen Einblick in die Verhältnisse gewann und genauere Kenntniß der letzten Vorgänge besaß, als die undeutlichen Gerüchte besagten, welche in des Majors Wohnort drangen, — sprach nie wieder ein Wort mit ihm, und hin und wieder bemerkte Ahrenburg

auch sonst noch eine in der Gesellschaft nicht zu seinen Gunsten veränderte Stimmung. Doch war er weder der Mensch, um sich durch derlei kleine Merkzeichen beirren zu lassen, noch fehlte es ihm an Umgang, der den reichen, immer noch stattlichen Mann, nicht bereitwilligst in seinen Kreisen willkommen heißen hätte.

Ja, manche reich mit Töchtern gesegnete Mutter äußerte wohl gar mit ganz besonders christlicher Duldsamkeit zu einer Bekannten, welche den Major gegen ihre gute Freundin vertraulich und gerade nicht zum Besten kritisirte: „Es ist freilich nicht zu läugnen, meine Liebe, er hat mit seiner Frau recht unglücklich gelebt — aber, was kann der arme Mann dafür? Die Frau wird wahrscheinlich die Hauptschuld dabei gehabt haben! Jetzt ist sie ja übrigens todt, — ich glaube, sie stürzte sich in einem Anfall von Tieffinn von einem Felsen; er ist jedenfalls ganz frei, und ich sehe gar nicht ein, warum der noch immer jugendliche, heirathsfähige Mann sein ganzes übriges Dasein allein vertrauern sollte! Und dann — bedenken Sie doch nur, das schöne Haus und die prachtvolle Einrichtung,

und Alles steht so leer und unbenuzt — es ist wirklich jammerschade!“ —

Und wie diese, dachte vielleicht noch manche andere christlich gesinnte Mitschwester und hätte dem reichen, immer noch jugendlichen Manne gern seine Einsamkeit tragen geholfen.

Und er, dem solches Urtheil und Interesse galt, was fühlte er wohl in seinem tiefsten Innern? Sah es da auch so gleichmüthig aus, wie es den Anschein hatte? Erfasste ihn vielleicht in einsamen Stunden die Verzweiflung verzehrender Reue, oder erfüllte ihn in andern Augenblicken eitlen Selbstgefühls die Genugthuung befriedigter Rache? . . . Wie dem auch sein mochte, äußerlich war nichts davon zu enträthseln!

Er war seiner Meinung nach beleidigt worden und hatte seinen Gegner im Duell getödtet — das war nach den Gesetzen der Gesellschaft ganz in der Ordnung gewesen und wer wollte es wagen, ihn deshalb einer Schuld zu zeihen?

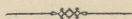
Doch ist der Menschen Stimme auch Gottes Stimme?

Dem Höchsten Dank — sie ist es nicht! . . . Was sie jedoch spricht, können wir wohl ahnen, aber nimmer in Worte kleiden. Wir wissen nur, daß Gott ,anders' richtet — denn der Maßstab dieser Welt verschrumpft vor ihm zu einem Nichts, und was sich hier gerecht und groß dünkt, zerfällt vor ihm zu Staub. —

E n d e.

Verlag der J. B. Mehlerschen Buchhandlung in Stuttgart.

- B. von Biegelhain, Haus Langendorf. 80. Broschirt *M.* 3.
- De Amicis, Spanien. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen. 80. Broschirt *M.* 4.
- Charles Fealsfield, Gesammelte Werke. Taschenausgabe. 3. Auflage. 160. Broschirt *M.* 30,50.
- Paul Schönfeld, Dichtungen. 80. Elegant gebunden *M.* 3,40.
- Paul Schönfeld, Andrea Sanjovino. Für Künstler und Kunstfreunde. Prachtausgabe mit 30 Abbildungen in Lichtdruck. Gr. 40. Broschirt *M.* 15.
- E. Neubürger, gesammelte Gedichte. 80. Elegant gebunden *M.* 3,20.
- A. H., Baden-Baden. Eine empfindsame Reise. 80. Elegant broschirt *M.* 1.
- A. H., Auf der Warte. Cogitantibus. 80. Elegant broschirt *M.* 1,35.
- Moritz Herkovius, Hading. Eine nordische Sage. 80. Elegant broschirt *M.* 1,20.
- Ernst Hartorius, Ulfila. Dramatische Dichtung in drei Aufzügen. Kl. 80. Broschirt *M.* 1,20.
- Eugène Peshier, Johann Ludwig Runeberg, ein schwedisch-finnischer Dichter. Gr. 80. Elegant broschirt *M.* 2,20.
- G. A. Euler, Die hohe Karlschule. Eine historisch-pädagogische Studie. Kl. 80. Elegant broschirt *M.* 1.
- Johann Fischart's Ehezuchtbüchlein nebst dem Ehestandskapitel aus dem Gargantua. — Für Volk und Familie bearbeitet von Richard Weitbrecht. Kl. 80. Elegant gebunden *M.* 2,40.



C. 1007



A 52283,  
2 Bde.